

VERDAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Der Fieberquell. Novelle von Margarethe Frein von Bülow. (Schluß.) — Italienerin. Nach dem Gemälde von Defregger. — Das Ballkleid. Ein Carnevals-Dramolet von Paul von Schönhan. — Im Atelier des Pariser „Meisters.“ Von Emil Jonas. — La Tirana, eine ihrer Rollen recitirend. Gemälde von Bejarano. — Unsere Illustrationen. — Praktische Mittheilungen für den Haushalt I. (mit Abbildung). — Fughetta a 2 voel. — Die Mode (mit Abbildungen). — Feine Küche. — Wirthschaftsplaudeereien (mit Abbildung). — Schach. — Rebus. — Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 26. — Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 25 Seite 80. — Correspondenz. — Zur gefälligen Beachtung. — Zur Frühjahrs-Zeison.

Der Fieberquell.

Novelle von Margarethe Frein von Bülow. (Schluß.)

Von da an fand er sie jeden Mittag an der Quelle. Sie blieb niemals lange, manchmal eben nur, um ihm guten Tag zu sagen, und es gelang ihm selten, sie aufzuhalten. Er konnte nicht herausfinden, ob sie heimlich kam, fast nie berührte sie ihre persönlichen Verhältnisse. Sie war überhaupt schweigsam, unzugänglich wie die Natur, in der sie aufgewachsen. Nur ihre Zärtlichkeit für ihn kam wunderbar unverhehlt zum Ausdruck, sie leuchtete in den ernstesten Augen auf mit überwallender Lebhaftigkeit. Manchmal lachte sie ihm ins Gesicht, wenn er durchaus keine Veranlassung dazu sah.

„Worüber lachst Du denn?“ fragte er einmal betroffen, und erhielt zur Antwort: „Ich lache gar nicht, ich freue mich nur.“

„Du freust Dich?“
„Ja, Sie gefallen mir so gut. Ich sehe Sie noch lieber als den Hans, das Reh, wenn es die hübschen Sprünge macht, und ich höre Sie so gerne reden. Nur einmal habe ich noch Schöneres gehört; das waren die Soldaten, die ritten ganz langsam durch den Wald und sangen. Ich saß oben im Gestrüpp auf der Höhe, unten zogen sie im Bogen, und immer kamen noch einige nach, die sangen laut, während die Melodie in der Ferne klang. Aber der Müller sagt, die Soldaten seien keine gute Menschen.“

„So liebst Du die Musik?“ fragte er lebhaft, ohne den Nachsatz zu beachten. „Sing mir ein kleines Lied. Willst Du, Martha?“
„Ich kann nicht singen.“

Er lachte. „Du redest wie eine Salondame. Sing! thu mir den Gefallen. Kennst Du das Lied:“

„Ach wie ist's möglich bann,
Daß ich Dich lassen kann.“

Sie sang die erste Strophe



Italienerin. Nach dem Gemälde von Defregger.

auf drei tiefen traurigen Tönen, er konnte es nicht hören, ohne zu lachen. Es war wol eine Art Melodie darin, aber sie erinnerte in ihrer schwermüthigen Eintönigkeit am meisten an den Dudelsack. „Nein, Du kannst nicht singen, Martha!“ sagte er dann, „es ist richtig. Und doch habe ich einmal eine vornehme Dame gelehrt ein Lied zu singen, die noch weniger davon verstand wie Du!“

„Sie hat's wol Ihnen zu Liebe gelernt,“ sagte Martha. Er sah sie ganz betroffen an. Sie sprach, als sei es das Natürlichste von der Welt, was ihm Räthsel schien, und es war nicht das erste Mal, daß sichere, einfache Wahrheit seinen scharfen Verstand schlug.

Martha kam öfter in die Mühle, aber dann scheute sich Ottfried, ihr zu begegnen. Er durfte weder Verstellungskunst noch geselligen Takt bei ihr vermuthen, und diese warmen Blicke, die er in der Einsamkeit wol liebte, konnten hier doch üble Folgen haben. Ob sie von ihm sprach? Er wußte nicht, wie weit er auf ihre natürliche Schweigsamkeit rechnen konnte.

Einmal kam beim Abendessen das Gespräch auf Martha; es war, als Theodor Siwers auf dem Rückweg von der Mühle eingesprochen hatte. Er äußerte sich mißtrauisch über ihren Vater, „der so sicher wie nur etwas,“ sagte er, „dem Wild nachgeht. Die Alte mag ich auch nicht leiden mit ihren ewigen Reden über ihre klugen Kinder, die sammt und sonders nicht viel taugen. Der Martha allein hat's nichts geschadet, daß man ihr allen Willen läßt.“

„Es wäre besser für sie, wenn sie nicht aufwüchse wie Unkraut auf der Wiese,“ bemerkte darauf die Müllerin. „Ich mag das Mädchen gern, aber sie wird mir gar zu besonders, manchmal verstehe ich gar nicht mehr, was sie will. Und wenn's

auch hier nicht gefährlich ist, ich kann das Umhertreiben nicht gut heißen — aber sie läßt sich ja nichts sagen!"

„Sie läßt sich nichts sagen,“ wiederholte Theodor und warf einem raschen Blick nach Ottfried hinüber. Der achtete nicht darauf, er sah zerstreut vor sich hin auf den Teller.

Diesen Mittag war Martha besonders ernst gewesen; der Müller schien verstimmt, denn er schwieg, die sanfte Müllerin sprach ziemlich hart und der junge Jäger hatte sein angenehmes Lachen verloren. War's wirklich so, oder täuschte ihn die eigene Stimmung?

Als Siewers ging, begleitete ihn Ottfried ein Stück Weges, wie er gewöhnlich that. Der Mond schien hell von oben, die beiden Gestalten warfen lange Schatten auf den Fahrweg. Sie schwiegen eine Weile, es hing Jeder seinen Gedanken nach; endlich sagte der Jäger: „Ob wol jeder Mensch ein Gewissen hat?“

Ottfried blieb vor Staunen stehen. What next! dachte er.

„Es kommt Ihnen wunderbar vor, daß ich rede wie ein Pfarrer,“ fuhr der junge Mann mit einem Anflug von Bitterkeit fort; „wir sind eben altmodische, ungebildete Leute hier ... und dann, wer so viel allein im Walde umherstreift, der kommt auf Gedanken, die manchmal wol unrichtig sind. Aber wenn es unnötig ist das Gewissen, und eine Thorheit, dann schaff ich mir's auch ab, das weiß Gott!“

„Halt!“ sagte Ottfried. „Sie reden ja baaren Unsinn, Siewers. Was sollen diese Redensarten von altmodisch und ungebildet? Meinen Sie aber mit dem Gewissen, daß ein Mensch bisweilen halb dies will und halb jenes, dann sag ich auch: weg mit dem Zweifel, und zwar so bald als möglich.“

„Ja, weg damit!“ wiederholte der Jäger energisch, aber er sprach zu sich; was Ottfried meinte, verstand er nicht. Und der Mondschein war nicht hell genug, um die Falten zu zeigen, die sich um die zusammengepreßten Lippen legten und dem frischen Gesicht den Ausdruck des Kummers gaben.

Diesem Kind der Haide war die lösende Klage nicht gegeben: was ihn peinigte, er trug es mit sich durch die Einsamkeit als unentrichtbaren Begleiter. Er mußte schweigen, schwieg der Wald doch auch, von dem er täglich lernte. Theodor wußte so wenig von dem, was Menschen treiben; hier war Raum und Freiheit für Jeden, hier konnte Jeder arbeiten, ohne den Nachbar zu drängen, hier lebten die Leute dürftig vom dürftigen Boden und verschenkten lieber, was sie hatten, als daß sie's verkauften. Er selbst hatte frischeren Sinn als die meisten seiner Landsleute, aber wenn einmal die unbewußte Harmonie seines Lebens gestört war, verwirrte er sich mehr und mehr durch die mißglückten Versuche, sie durch Grübeln wieder herzustellen. Und der die Schuld trug, der Einzige, der ihm die Ruhe hätte wiedergeben können, war selbst aus der Stimmung gekommen. Der heimliche Verkehr mit dem Mädchen, so dürftig er war, nahm ihn stark in Anspruch, und das abgestreifte Leben von vormals fing an, sich geltend zu machen.

Ottfried fand sich schwer in ein Verhältnis, das ihn unaufhörlich reizte, ohne zu befriedigen. Für den Kampf mit sich selbst war er nicht gemacht. Er erlaubte sich viel, für das aber, was darüber hinausging, hatte er keinen Blick.

Es war das erste Mal, daß er mit sich in Zwiespalt kam, und er empfand es als wirkliches Leiden; es konnte auch nicht so fortgehen, nach der einen oder anderen Seite mußte es sich wenden.

Inzwischen bestrebte er sich, andere Interessen wach zu halten, die zeitweise wenigstens das böse Bild aus seinem Kopfe bannten. Nach dem letzten Besuch hatte sich Siewers längere Zeit nicht in der Mühle sehen lassen; als Ottfried sich dessen bewußte wurde, suchte er ihn bei einer Wegeverbesserung auf, die jener überwachte.

„Warum kommen Sie nicht mehr?“ fragte er. Theodor schien sehr eifrig bei der Arbeit zu sein, er hatte seinen Gruß nur flüchtig beantwortet.

Ottfried, auf einem Holzstoß am Wege sitzend, wiederholte geduldig seine Frage, und nicht um einen Schatten eifriger. Sein Gesicht drückte aus: ich frage, bis es Dir beliebt, zu hören. Aber Siewers zog vor, ihn gar nicht anzusehen.

„Wir werden wol noch zusammenkommen,“ sagte er grollend.

Ottfried hob betroffen den Kopf. Aber die Sache war ihm doch zu gleichgültig, um über den Grund dieser sichtlichen Verstimmlung nachzudenken. Im Gegentheil, es schien ihm ganz richtig, daß auch die „guten Leute“ hier von Laune nicht frei seien.

Ein Insekt, das er vom Ärmel streichen wollte und zu seinem lebhaften Bedauern zufällig zerdrückte, gab ihm zu denken; das war doch ein Fall, der jeder möglichen Bestimmung spottete. Oder hatte der gewaltige Wald das zufällige Erscheinen eines wunderlichen Sommergastes in seine Rechnung gezogen?

Er mußte über sich selbst lachen. „Träumerei! Was will denn aus mir werden?“

Die Arbeiter hatten sich ins Moos gelegt, um zu früh-

stücken; Ottfried sprach freundlich mit ihnen über Landschaft und Wetter, als aber Siewers sich anschickte zu gehen, verließ er mit ihm den Platz.

Sie gingen schweigend eine Brandrute hinunter; unter ihren Füßen knackten die dünnen Kiefernzweige. Theodor Siewers konnte es nicht lassen, den Begleiter verstohlen anzusehen, darüber traf er einmal Ottfried's Blick, freundlich und klar.

Der junge Mann blieb stehen, nahm die Mütze ab und fuhr hastig über die Stirne. „Versteh's ein Anderer!“ rief er in hellem Unmuth. „Ich glaube, ihr Städter seid wirklich andere Menschen wie wir.“

„Was ist denn nur im Wege?“ fragte Ottfried.

Aber Theodor schüttelte heftig den Kopf, drückte ihm die Hand, als ob er sie zerbrechen wolle und bog seitwärts ab.

„Andere Menschen?“ dachte Ottfried. „Gewiß! ich würde nicht so viel Kraft an einen Händedruck verschwenden ... wenn ich nicht irre, war da noch Anderes als Freundschaft dabei.“

Hiermit ließ er's bewenden. Die Sucht, in die Tiefe zu dringen, plagte ihn nicht, vielleicht weil er wußte, daß er es konnte, sobald er wollte. Seine innere Gleichgültigkeit war ein Theil seiner Stärke.

Zweimal schon war er an dem Quell gewesen, ohne Martha zu treffen. Beide Male hatte ihn das Warten in fieberhafte Aufregung versetzt; am dritten Tage hatte er wirklich Fieber. Er lag im Grase mit einem Gefühl von Pein, das nichts Passives an sich hatte, fast an Wuth erinnerte. Kalter Schweiß bedeckte seine Stirne, jede Spur von Farbe war aus dem bewegungslosen Gesicht gewichen.

Das Mädchen hatte sich leise genähert; er hörte und fühlte es mit doppelt wachen Sinnen, doch ohne sich zu regen. Erst als sie neben ihm am Boden kniete, schlug er die Augen auf.

„Hast Du mich lieb, Martha?“

Sie nickte schweigend.

„Dann mußt Du mich küssen. Nicht? Ich sage Dir, es ist das Beste, was Du thun kannst. Es ist nicht unmoralisch, sich zu lieben, aber es ist unmoralisch, sich an der Grenze der Verrücktheit herumzutreiben.“

„Ich kann es nicht verstehen!“ sagte sie traurig.

„Dann will ich's Dir anders sagen. Du hast mich krank gemacht, immerlich krank; ich bin kein Mensch mehr, es ist eine wilde Unordnung in meinem Kopf, es ist unerträglich. Wenn Du mich lieb hast, und Du hast mich lieb! thu', was ich Dir sage.“

Da beugte sie sich tiefer und küßte ihn auf den Mund.

Er lag eine Weile ganz still. Leise kam das Gefühl sicherer Herrschaft zurück; vor seinen geschlossenen Augen versank die wilde Natur, die ihn zum Bekenntniß seiner Ohnmacht zwingen wollte — er setzte seinen Fuß darauf, er war frei.

Hier ist Einer, der nicht anbetet.

Endlich richtete er sich auf und sah sie an. „Warum bist Du so ernst, Mädchen? Du hast solch ein süßes Lächeln, warum bist Du so sparsam damit?“

Da fiel es ihm ein, daß er Ähnliches einmal einer Tänzerin gesagt hatte — es ist doch viel Häßliches im Leben! Er sah das Waldkind wieder an. Sie saß mit gebücktem Kopf, die Hände auf den Knien gefaltet ... Eine Fluth frivoler Gedanken fuhr ihm durch den Kopf ... der große, stille Wald war zum wüsten Vergnügungslokal geworden.

Es war ein böser Augenblick, dann lag er ihr zu Füßen, sagte ihre Hände in die seinen und sah traurig zu ihr auf.

„Es ist ein schlechter Mensch, der Dich liebt, Martha.“

Sie schüttelte den Kopf. „Das ist nicht wahr ... ein schlechter Mensch sieht nicht so gut aus den Augen.“

Sie sahen sich schweigend an — da fiel drüben, überm Hügel, ein Schuß. Martha fuhr erschreckt auf. „Theodor!“

Ottfried zog die Brauen zusammen.

„Du sagtest mir nicht, daß Du ihn kennst!“

„Warum auch?“ erwiderte sie gelassen, und dann setzte sie sich trotzig wieder nieder. „Bleiben Sie nur ... mag er doch kommen!“

Wenig später knackte es in den Büschen und der Jäger trat unweit der Quelle aus dem Wald. In der rechten Hand trug er die Flinte, in der linken schleifte er einen großen Habicht, dessen Kopf kläglich über die Schwinge hing und bei jedem Schritt des Trägers schaukelte.

„Da hast Du Deinen Raubvogel!“ rief er und warf das Thier vor des Mädchens Füße. „Für die großnasigen Gesellen ist eine gute Ladung das beste Futter.“

Damit wandte er sich wieder dem Dickicht zu, ohne Ottfried zu beachten.

Und Martha beugte sich theilnehmend über den Vogel. „Das schöne Thier! Und doch ist's richtig: Was schadet, muß sterben.“

„Ohne Rechnen ... ohne Besinnen?“ sagte Ottfried, unbewußt erschüttert, „Ihr habt ja Keulenmoral hier im Walde! ...“

Diesen Abend stand Ottfried einige Minuten vor dem einzigen Spiegel der Mühle. Er dachte an den todtten Habicht ... Wie konnte der Jäger den Vogelschnabel eine große Nase nennen? Er dachte wieder an den Habicht, als er den nächsten Mittag an der Quelle wartete. Es war das erste Mal, daß er den kläglich Schrei des Vogels nicht hörte. Wie traurig hatte er mit dem Kopf geschüttelt ... Dort lag er ja noch, mit der blutigen Brust nach oben; der Wald mußte ihn begraben. Wie Ottfried so stand und den Vogel leise mit dem Fuß bewegte, um die Fliegen zu verschrecken, trat plötzlich der Jäger zu ihm.

„Wie ist's, Herr — ich hab' eben heute Zeit, Ihnen ein wildes Stück Wald zu zeigen. Kommen Sie mit?“

Ottfried sah ihn rasch an. Theodor's Gesicht war wie zugeschlossen, absolut undurchsichtig.

„Warum nicht?“ sagte Ottfried, „hat's noch eine halbe Stunde Zeit?“

Der Andere lachte höhnisch auf. „Nein, Sie müssen gleich kommen. Der Weg ist weit; aber den Vogel könnt' ich erst noch wegstun, 's ist sonst nicht zum Aushalten auf dem Platz, wenn der hier fault.“

Er sagte ihn bei den Schwingen und warf ihn in hohem Bogen in das Dickicht. Dann spülte er die Hände im Wasser und that ein paar kräftige Züge.

„'s ist der beste Quell im Walde hier herum,“ sagte er, sich erhebend.

„Und das Fieber?“ fragte Ottfried.

Siewers zuckte die Achseln. „Ein gesunder Mann wird einige Tropfen Wasser wol noch vertragen!“

Sie gingen weiter. Der Führer verließ bald den betretenen Sandweg und schlug einen Steig ein zwischen den Kiefern, der für Ottfried kaum kenntlich war.

„'s ist ein Haideweg; im Sommer geht ihn keiner, im Winter erst, wenn das Holz anfängt, dann ist Leben im Walde.“

Darauf ging's durch ein Thal, durch kniehohe Gras und Kraut, an schilfigen Teichen vorbei, der Blick gehemmt durch das Blättergewirr tiefstiger Laubbäume. Und wieder den Hügel hinauf, alter Kiefernbestand, Schonung — ein ädes Stück Land, nur von spärlichen Haidebüscheln und Röhricht belebt, und wieder Wald in langen Zügen, wohin das Auge sah.

Der Jäger trug seine Flinte in der Hand. Anfangs hatte er hier und dort ein erklärendes Wort gesprochen, je weiter sie kamen, desto stiller wurde er. Bisweilen nur warf er einen finsternen Blick auf den Begleiter.

Unter einer sonderbar gewachsenen knorrigen Kiefer blieb er stehen.

„Hier hat sich einmal einer erhängt ...“ sagte er. „Monate dauerte es, ehe sie ihn fanden; konnten auch nicht mehr herausfinden, wer es etwa möchte gewesen sein. Na, da ging die Sache so vorüber. Es muß aber doch einer vom Walde gewesen sein, andere Leute wissen sich erst recht nicht herzufinden.“

Ottfried fühlte, daß es ihn kalt überlief. Er war nicht furchtsam, vielmehr voll ruhiger Kühnheit, aber das Bewußtsein der Gefahr überwältigte ihn für einen Augenblick. Alles Harte, Gewaltfame war ihm so stark zuwider, daß er es zu einer Kraftanstrengung nur in leidenschaftlicher Erregung brachte. Und jetzt, des lieben Lebens halber sich in Leidenschaft versetzen? Das war einfach unmöglich. Er hatte die Empfindung, daß er sich tödten lassen würde, ohne auch nur die Hände zu rühren.

„Wenn Sie hier den Hang hinaufgehen, sehen Sie in eine schöne Schlucht, sie ist schmal, das Wasser füllt sie ganz aus ... ich will unterdessen noch einmal nach der Eiche, ein paar Schritt weiter unten, vielleicht, daß ich den Schweinen auf die Spur komme.“

„Wozu die Umstände!“ sagte Ottfried. „Wenn Sie's mit sich abgemacht haben, daß Sie mich erschießen müssen, dann ist der Fleck ja gut ... es kommen Ihnen hier keine Stämme dazwischen ... Was soll ich mich da noch hinaufbemühen? Der Weg war eben weit genug.“

Der Andere starrte ihn mit großen Augen an. Ottfried berührte ernst lächelnd seine Schulter.

„Meinen Sie denn, ich sehe nicht, was Ihnen im Kopfe herumgeht? Aber ich werde nicht lange für mein Leben parlamentiren. Es ist Ihre Sache, ich liege hier gut; einige Jahre früher oder später ... es kommt ja doch einmal ...“

Bei den letzten Worten hatte er den ruhigen Blick nachdenklich ins Weite gehen lassen. Er dachte nicht mehr an den jungen Mann, er suchte sich bekannt zu machen mit dem unverständlichen Gefühl des Aufhörens.

Siewers wandte sich heftig ab. Er warf die Flinte ins Moos und sich laut schluchzend daneben. Seine Hände krallten sich in den weichen Boden fest, sein ganzer Körper zuckte in Erregung.

„Gehen Sie!“ rief er, „gehen Sie! Ich will nichts mehr sehen, ich kann's nicht mehr!“ —

Spät Abends kam Ottfried allein nach Hause. Er sagte,

er wäre irre gegangen im Walde, aber es lagen tiefe Schatzen unter seinen Augen.

„Herr,“ sagte der Müller, als Ottfried am nächsten Tage erst gegen Mittag aus seinem Zimmer kam, „haben Sie kürzlich den Theodor gesehen?“

„Warum?“ fragte Ottfried, erschreckt durch den eigen-thümlichen Ton.

„Heut Morgen ist er im Walde gefunden worden, — erschossen.“

„Todt?!“

„Nun ja, tod. Sie haben ihn ins Forsthaus gebracht.“

Ottfried nickte stumm. Eine Viertelstunde später ging er nach dem Forsthaus hinüber. Es waren nicht viel Menschen dort, der Förster, ein Waldwärter und ein krummer alter Mann, ein Verwandter des Todten.

Ottfried trat allein in die Kammer, darin er lag. Sie hatten ihn nicht ausgezogen, selbst das Moos hing noch in dem blonden Lockenhaar, das über der Stirne dunkel zusammenklebte. Die Augen lagen tief, der Mund war zusammengepreßt, das Gesicht trug sichtbar den Ausdruck der Verzweiflung.

Ottfried setzte sich neben das Bett und stützte den Kopf in die Hand.

Als ob der Todte sie mit lauter Stimme rief, so hörte er die Worte: „Du, Du hast mich dazu gebracht!“ Er dachte nicht daran, wie nahe er selbst dem Tode gewesen; der Schmerz, den er so scharf empfand, machte jeden Gedanken unmöglich.

Hier ließ ihn seine innerliche Ruhe im Stich, hier war es unabänderlich vor ihm, was nicht sein durfte, und ob er dachte und grübelte, ob er sich hineinfinden konnte oder nicht . . . so war's.

Dann sah er traurig auf und sah dasselbe — einen jungen blühenden Menschen, den Verzweiflung in den Tod getrieben. Es war so furchtbar hart, daß er's nicht fassen konnte.

Habe ich das denn gewollt?!

Nein, sicherlich hatte er's nicht gewollt, er, der keine Fliege tödten konnte! Aber draußen hob sich der Wind im Walde und erzählte den Fichtenwipfeln, wenn er sie kreuzte: der Mensch haßt das Leben nicht, das Leben haßt ihn und schüttelt ihn. Knackend, mit singendem Ton brachen die alten Aeste. Und das erzählte der Wald, als Ottfried langsam zurückging, und die Wetterwolke am Himmel, die in des Bodens spärliches Korn ihren verderblichen Regen senden wollte. Und die Insekten im Moor und die schwankenden Gräser, alles, alles rief ihm zu: „Herunter, Du Mensch, ohnmächtig bist Du, wie wir!“

Kein Licht über dem weiten Grund, aber ringsum lebte der Wald in mächtigem Windwogen und rauschte laut. Und hier an dem unruhigen Duell hatte die Sonne durch das Laubwerk gelacht? Hier hatte er Liebe und Licht genossen wie schuldigen Tribut? . . . Da sah in dem wehenden Gras eine traurige Gestalt, gebückt, den Kopf in den Händen. Das Haar flatterte wirr um ihr Gesicht, mit den Ellbogen drückte sie das Tuch an sich, das der Wind entführen wollte, die nackten Füße konnte sie nicht beschützen.

„Bist Du's, Martha?“ fragte Ottfried und blieb vor ihr stehen. Sie hob langsam den Kopf, die großen Augen brannten in dem kleinen blassen Gesicht, fremd und angstvoll sah sie zu ihm auf.

„D Kind!“ rief er, „was habe ich gethan! Ich sehe es wol, auch Du hast geträumt und nun Du erwachst, ist die Liebe verloren. Was bleibt, als ein Fluch für den, der Dich darum gebracht?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Wie, könntest Du darüber fort?“ sagte er lebhaft und streckte die Hand nach ihr aus. „Willst Du mit mir kommen, Mädchen? Sieh mich nicht so ängstlich an — ich frage, ob Du meine Frau werden willst!“

Er wußte sehr wol, daß er nicht wenig sagte, jetzt, wo das kleine wilde Mädchen sein Mitleid erregte und mehr nicht; und doch wünschte und hoffte er mit ganzer Seele, sie möchte ihm die Möglichkeit lassen, einen Theil der Schuld zu sühnen, die ihn beugte.

Sie sah ihn einige Augenblicke stumm an und dann in die Luft hinein. Ueber ihr Gesicht breitete sich wieder der starre ernste Ausdruck des Fatalismus, den die Natur, wo sie herrscht, dem Menschen aufzwingt.

„Ich kam nur her, um Ihnen Lebewol zu sagen. Sie gehen nun fort, ich weiß es, der Wald ist zu traurig geworden, aber für mich ist's grade so recht. Ich konnt's ja nicht ändern, daß Sie mir so lieb wurden — das war der Sommer, nun kommt der Herbst. Sie sind gut, aber ich brauche Ihr Mitleid nicht. Wenn ich an Theodor Unrecht gethan habe, will ich's auch tragen, und dazu ist hier der rechte Ort.“

Sie sprach immer leiser, sah immer abwesender vor sich hin, kaum schien sie zu wissen, daß er noch vor ihr stand.

„Leb' wol, Martha,“ sagte er traurig, „leb' wol, Kind!“

Sie brach eine feine weiße Sternblume und reichte sie ihm stumm, das war ihr Abschiedsgruß.

Das Ballkleid.

Ein Carnevals-Dramolet von Paul von Schönthan.*

Personen.

Emmy *, eine junge Wittve.
Eugen von **
Julie, Stubenmädchen.

(Elegantes Damenboudoir mit Kamin, auf dessen Rand Nippes stehen, eine Stuhuhhr und eine Statuette des Merkur, Wälder an den Wänden. Rechts ein Erker mit Glasmalerei und Bogenfenstern, die nach der Straße führen. Links und in der Mitte eine Thüre. Rechts vorne Tisch mit Büchern, brennende Lampe, dahinter Chaiselongue, Fauteuil. Rechts vorne ein Damenschreibtisch. Emmy und Eugen sitzen am Tisch.)

Eugen.

Sie wollen sich also durch nichts davon abbringen lassen, den Ball zu besuchen?

Emmy.

Durch nichts; Sie müßten denn viel ernstere Gründe ins Treffen führen können; aber weil Ihnen das Ballvergönnen zuwider ist, soll ich zu Hause bleiben?

Eugen.

O ich habe ernste Gründe . . . oder glauben Sie, daß es mir Vergnügen machen soll, zu sehen, wie Sie an der Hand eines Andern durch den Saal fliegen . . . wie Sie von einem Duzend fader Ballherren mit Artigkeiten und Liebenswürdigkeiten überschüttet werden . . .

Emmy.

Sie sind eifersüchtig?

Eugen.

Wie Dithello! Ich gönne Sie keinem Andern und kaum mir selber. . . dann gehe ich auch, wie Sie wissen, jeder Erregung aus dem Wege. Andere suchen die Aufregung, ich — die Ruhe. Sie ist meine Trösterin, meine Pflegerin, und — bis vor einiger Zeit — meine einzige Liebe gewesen. Was aber den Ball betrifft, so hasse ich ihn vor allem andern. Er ist eine lächerliche Ausgeburt unserer gesellschaftlichen Zustände. Eine Menschenausstellung, die sich von dem Sklavenmarkt zu Süd-Carolina nur durch einige Nebensächlichkeiten unterscheidet.

Emmy.

Oho — und durch welche?

Eugen.

Durch die helle Hautfarbe der Handelsobjecte, durch die Mitwirkung der Musik und eine etwas delicatesere Behandlung der geschäftlichen Punkte. Dafür geht's im Ballsaal nicht so ehrlich zu, wie dort. Hier präsentirt sich die unter dem Hammer gelangende Jungfrau — denn darauf läuft's ja gewöhnlich hinaus — im Prachtband: Goldschnitt, Goldprägung, Atlas, Spitzen, . . . man setzt alle Vorzüge ins günstigste Licht und verdeckt geschickt die Mängel; selbst Vater und Mutter zeigen sich hier in einem Ausnahmezustand, und der unschuldige Jüngling, der sich in die Ehe hineinintanzten will, spottet des Märchens von der „bösen Schwiegermutter“ und küßt gegen Morgen den zukünftigen Schwiegervater, der ihn ein paar Monate später bei der Auszahlung der Mitgift drückt. Das blendende Licht des Ballsaals verklärt Alles und der Jüngling spielt mit den Gefahren wie mit zahmen Schlangen, deren Giftzähne er erst entdeckt, wenn es zu spät ist . . . Aber das sind nur so im Allgemeinen meine Ansichten über den Ball. Was Sie betrifft, so kommen diese Punkte ja gar nicht in Betracht, aber haben Sie denn auch bedacht, daß Sie am Ende sitzen bleiben können . . .

Emmy.

Ah . . .

Eugen.

Es ist Alles möglich, es kann doch vorkommen, daß man Sie einmal übersehen . . . o ich wollte es zwar Keinem rathen, aber das Mißverhältniß zwischen der männlichen und der weiblichen Bevölkerung des Ballsaals begünstigt diese Möglichkeit.

Emmy.

Es wäre einfacher, wenn in einem solchen Falle Sie Ihre Gleichgiltigkeit gegen den Walzer überwinden wollten.

Eugen.

Ich habe also wahrscheinlich bei der Aufzählung meiner Mängel noch übersehen, Ihnen zu gestehen, daß ich nicht tanzen kann; es fehlt mir das Gefühl für den Rhythmus . . . höchstens beim Contre, wenn Noth an Mann ist, bin ich zu verwenden; dann richte ich mich gewöhnlich nach dem, was die Andern thun. Ich habe nur einmal den Walzer versucht, bei einem Feste, das zu einem wohlthätigen Zweck arrangirt worden, bin aber hingesunken und habe mir weh gethan. Sie begreifen also, daß ich im Ballsaal eine sehr überflüssige Rolle spielen würde.

Emmy.

Das ist Ihre Schuld. Ich habe mir's nun einmal in den Kopf gesetzt, einen Ball mitzumachen — bedenken Sie, mein Lieber, es ist mein erster Ball. Sie wissen nicht zu wüthigen, was das besagt. Ich weiß ja kaum, was ein Ball ist, und das wichtige Blatt „der erste Ball“ soll im Lebensbuche einer Frau nicht fehlen. Ich kam aus der Pension ins Elternhaus zurück; während der Vorbereitungen, die getroffen wurden, um mich in die Welt einzuführen, erkrankte mein Vater, wir verloren ihn; dann folgte ein Trauerjahr. Ich heirathete. Wir verbrachten einen Winter auf Reisen, dann kam Luisechen zur Welt. Ich theilte mein junges Leben zwischen der Wiege meines Kindes und dem Lager meines unheilbar erkrankten Mannes, bis er starb. Zwischen all diesen Ereignissen war nicht daran zu denken, das Veräumte nachzuholen, und so kommt es, daß ich bis heute auf meinen ersten Ball warten mußte. Ich glaube, ich habe genug Geduld bewiesen, oder verlangen Sie, daß ich warten soll, bis ich als würdige Mama mein Töchterchen in den Ballsaal führe? Nein, ich kann Ihnen wirklich nicht helfen, es muß dabei bleiben. Meine Toilette muß jeden Augenblick gebracht werden, die Friseurin, der Wagen ist bestellt, ich kann nicht mehr zurück. Aber hier ist noch ein zweites Billet, da Sie zufällig den Frack tragen, käme es nur auf einen raschen Entschluß an . . .

Eugen (aufstehend).

Ich soll mitgehen, nein! Ich werde mir die Grillen schon zu verjagen suchen. Zum Glück habe ich noch nicht alle Brüden, die ins Garconleben führen, hinter mir verbrannt, — ich will mich austoben . . .

Emmy.

Diese Drohung ist nicht edel!

* Nachdruck verboten.

Eugen.

Nothwehr!

Emmy.

Es ist der erste Conflict zwischen uns.

Eugen.

Der ohne mein Verschulden ausgebrochen ist. „Es kann der Beste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt“ . . .

Emmy.

Verufen Sie ein weibliches Schiedsgericht, in welchem alle Altersklassen vertreten sein mögen, vom Backfisch bis zur Matrone, und legen sie dieser Jury den Fall vor: „Eine junge Frau hat den Wunsch, einmal in ihrem Leben einen Ball mitzumachen — ist das eine Laune, die man bekämpfen darf?“

Eugen.

Die Frauen haften solidarisch für ihre —

Emmy.

Thorheiten, wollen Sie sagen. Gute Nacht . . . Gehen Sie, „toben“ Sie sich aus.

Eugen.

O ich werde toben. Gute Nacht, viel Vergnügen!

Emmy.

Auch Ihnen.

Eugen (ab).

Emmy (allein).

Es ist acht Uhr vorüber, die Schneiderin müßte schon da sein. O diese Schneiderinnen; wie viel Verwünschungen und Thränen haben sie den Sanftmüthigsten und Duldsamsten unseres Geschlechts schon erpreßt. Hängen doch unsere Erfolge nicht zum geringsten Theil von ihrer Geschicklichkeit und ihrer Zuverlässigkeit ab. . . Die Friseurin läßt auch warten . . . (Klingelt.)

Julie.

Gnädige Frau befehlen?

Emmy.

Laufe schnell zur Friseurin; es scheint, daß sie uns vergessen hat . . . Schließe aber die Hausthüre gut ab.

Julie.

Unbesorgt, gnädige Frau . . . (Ab.)

Emmy (setzt sich).

Ich möchte wissen, wo Eugen hingegangen ist . . . ob er mir nur eine Komödie vorgespielt hat oder ob er wirklich im Stande wäre, Verstärkungen zu suchen, die mir Grund zu ernstern Gedanken geben könnten . . . Die Männer ergreifen eine solche Gelegenheit gern, wenn sie sich einreden können, daß sie dazu provocirt worden sind; aber ich konnte nicht nachgeben. Wenn ich schon jetzt eine harmlose Laune nicht durchsetzen sollte, in der Blüthezeit unserer Keilung, wohin sollte das führen! — Ah ist dieses müßige Warten langweilig. Was soll ich nur anfangen? Ich will doch noch einmal die Mittheilung der Schneiderin nachsehen. (Geht zum Sekretär, öffnet das Schubfach und sucht unter den Briefen.) „Hochverehrte Frau“ — das ist es nicht, Schneiderinnen drücken sich uns Frauen gegenüber nicht so respectvoll aus; es scheint, daß sie aus der Kenntniß gewisser Geheimnisse eine Berechtigung zur Vertraulichkeit ableiten. (Liest wieder.) „Theuerste!“ — „Znünftig-verehrte!“ — „Begleiterin meiner Gedanken“ — „Angebetete!“ — „Heldin meiner Träume“ — Ich bemerke, daß Eugen sich nicht wiederholt, er ist übrigens ungemein fleißig im Briefschreiben; — ich glaube: ich kann seinem Warten beruhigt sein. Ah da ist das Billet der Schneiderin. (Liest.) „Am Dienstag Abend punkt acht Uhr trete ich mit dem Kleid an. Sie können Gist drauf nehmen. Achtungsvoll . . .“ Es ist aber acht Uhr vorüber und sie ist noch nicht da. O wer das Wort „Warten“ erfunden hat. (Sieht auf.) Ich werde lesen, sie muß jeden Augenblick kommen. (Nimmt ein Buch vom Tisch, schlägt es auf.) Der neueste Roman, — eine Geschichte aus dem vierzehnten Jahrhundert. (Liest.) „Ich lade den freundlichen Leser ein, mir nach dem altherwürdigen Worms zu folgen, nicht nach dem Worms unserer Tage, sondern nach dem stillen und friedlichen Worms des vierzehnten Jahrhunderts.“ (Spricht.) Nein, das kann ich nicht. Wenn man sein Ballkleid erwartet, kann man nicht Jemandem folgen, der vor fünf Jahrhunderten nach Worms gegangen ist . . . (Beiehet den Schluß.) Wie schließt denn der Roman? (Liest.) „Ja, rief der glückliche Jüngling, die Geliebte, die in dem weißen Brocatkleid wie eine Verklärte da stand, mit strahlenden Blicken betrachtend, wir haben die Vorurtheile der Welt besiegt, in meine Arme, sei mein!“ (Spricht.) Die Glückliche! Hätte sie ihr verklärtes Brocatkleid nicht rechtzeitig bekommen (legt das Buch weg), hätte ihre Schneiderin sie sitzen lassen, so wäre dem feurigen Jüngling inzwischen vielleicht eine Andere in den Weg gelaufen. Hat da nicht das Thor geklappt? (Hört.) Nein, es ist nichts. Aber handle ich nicht unüberlegt, am Abend so mütterlehenallein in dieser kleinen Villa außerhalb der Stadt, fern von allen Menschen zu bleiben. Wenn mir was passirte! — Nun, das Schrecklichste, was mir passiren kann, ist diese Unpünktlichkeit der Schneiderin! Na ich will ihr meine Meinung sagen, nicht mehr einen Stich soll sie für mich zu nähern bekommen . . . es ist kein Zweifel, sie vergißt die Ablieferung, sonst müßte sie ja längst da sein, es waren ja nur mehr ein paar Schleifen zu versehen. Wir haben halb neun Uhr. Wenn ich nur einen Boten hätte. Julie kommt auch nicht wieder, ein langames, phlegmatisches Mädchen . . . (Setzt sich.) So läßt sich mein erster Ball an. Was sind wir Menschen für armselige Geschöpfe, Spielbälle des Zufalls, abhängig von einem Ungefähr . . . Eine Schneidermamsell hat die Gewalt, eine Frau meiner Art in einen Zustand stiller Tobsucht zu versetzen . . . ich war noch nie so gereizt . . . ich empfinde ordentlich das Bedürfniß, Jemandem etwas Unangenehmes zu sagen, Jemandem zu kränken. Ah, es ist schmächtig! (Erhebt sich, geht im Zimmer auf und ab.) Ich glaube: wenn ich sie hier hätte, die Nichtswürdige, ich könnte mich zu einer Grausamkeit versteigen . . . und büßen muß sie mir's, ich werde den Fall veröffentlichen; diese Schneiderin muß gebrandmarkt werden . . . Wo nur Eugen seinen Abend verbringt? . . . er ist am Ende wirklich im Stande, eine Thorheit zu begehen, während ich mich hier vor Ungebild und Langweile verzehre. O das wäre eine grausame Vergeltung, eine zu harte Strafe für eine eigensinnige Viertelstunde. . . An diesen ersten Ball werde ich zeitlebens denken. Wie still es hier ist, wie im Wartezimmer eines Zahnarztes . . . ist es denn immer so öde, so trostlos bei mir? . . . Ich glaube, es ist das erste Mal, daß ich die Uhr am Kamin ticken höre. (Kleine Pause.) Und diese

Wilder fangen an, mich zu langweilen. Diese Gesichter nehmen nicht den mindesten Antheil an meiner Unruhe, an meiner bedrängten Lage; sie sehen so ruhig und gleichgiltig drein, als ob alles in schönster Ordnung wäre. Hier das Bild meines seligen Vaters... o wenn er es erlebt hätte, daß man seine Frau so behandelt... da auf dem Aquarell „Benz auf dem Wolkenthron.“ O zerschmetterte sie doch mit einem deiner Blitze, diese nichtswürdige Schneiderin; die Angelegenheiten der Frauen sind dir ja nie ganz gleichgiltig gewesen, mächtiger Gott, und du, geflügelter Götterbote, springe endlich von deinem Postament herab und eile zu der Sämtigen, du bist im Olymp schon zu viel unwichtigeren Botschaften verwendet worden... Sie bleiben alle unbeweglich und ungerührt... Wenn nur ein Dienstmann vorüberginge, aber diese Gegend ist ja so einsam. (Oeffnet das Erkerfenster.) Wie das schneit. Und die Kälte... aber ich halte aus, ich warte hier, bis Jemand vorübergeht... (Hüllt Kopf und Schultern in einen Schal oder bergl.) Ist das hier einsam, nichts als Schnee auf der Erde und auf den Bäumen... aber wahrhaftig — ich glaube, da drüben bewegt sich eine menschliche Gestalt — ein männliches Wesen... wirklich, o er könnte helfen!... was thu ich nur?... ich rufe ihn an: (ruft) Sie da drüben... Mann, Mann! Er kommt näher, wenn ich nur deutlicher sehen könnte, aber gleichviel. Lieber Mann... bitte laufen Sie Bindengasse Nr. 14, eine Treppe hoch rechts, ich muß mein Ballkleid haben! mein Ballkleid! sage ich... haben Sie verstanden?! Warten Sie doch!... Da, er springt über den Schneehaufen, er läuft quer über das Feld, der Stadt zu... Gott sei Dank, jetzt bin ich gerettet!... In der nächsten Viertelsunde kann er mit dem Kleid zurück sein, er lief ja wie ein Reh... Das war der Ritter im Märchen, der die verbannte Prinzessin erlöst (legt den Schal ab); ich werde auf den Ball gehen und hoffentlich nicht zu den Häßlichsten gehören. O Herr Eugen, amüsiren Sie sich nur, ich werde Ihre Revanchegedanken nicht vergessen und nichts dagegen haben, wenn man mir den Hof macht; ich werde thun, als ob es gar keinen Eugen auf der Welt gäbe und morgen ignorire ich ihn kühl. Es ist gleich neun Uhr, nun muß auch bald der Wagen kommen. Und ich Unglückliche bin um die ganze freundliche Erregung, die dem ersten Ball vorausgehen soll, betrogen! Ich fürchte, man wird mir den Aerger und den Verdruß ansehen (vor dem Spiegel). Wahrhaftig, ich glaube, ich bin in dieser schrecklichen Stunde gealtert; es ist schändlich, mir das so lang ersehnte Vergnügen so zu verfallen... Aber nun ist ja Alles gut; in ein paar Minuten kann der unbekanntete Bote zurückkehren... das heißt er kann, was mache ich aber, wenn er nicht kommt?... Ach Gott, da kommt mir ein schrecklicher Gedanke... was habe ich gethan! es kann ja ein schlechter Mensch sein! Wenn er sich meinen verzweifeltsten Schritt zu nütze gemacht hätte, wenn er — während ich ihn hier sehnsüchtig erwarde — mit dem Kleid das Weite gesucht hätte. (ritt rasch an das Fenster.) Es ist keine Spur von ihm zu entdecken. Mein Gott, wenn ich mich einem Betrüger überliefert hätte, und es ist so wahrscheinlich... Darum war er auch so bereitwillig; und er lief wie ein Dieb... (Schluchzend.) O Gott, o Gott, nun ist Alles aus, nun muß ich auch noch weinen, und mit verweinten Augen soll ich den Ballsaal betreten; das heißt, es wird ja gar nicht dazu kommen, was weine ich denn?... Horch, es kommt Jemand die Treppe herauf, wenn er's wäre!

Julie.

Gnädige Frau, die Friseurin ist im Schlafzimmer, und da habe ich auch die Blumen mitgebracht. (legt ein Ballbouquet auf den Tisch. Ab.)

Emmy.

Die Friseurin. — Natürlich es kann ja Niemand Anderer sein; ich soll mich fristren lassen, und in demselben Augenblick schleppt vielleicht der schlechte Mensch seine Bente in eine Küberhöhle... ich bin die unglücklichste Frau auf der Welt! (links ab. Die Bühne bleibt einige Augenblicke leer, dann:)

Eugen.

(Mit einem großen in ein Tuch gebundenen Paket, im Winterpaletot, den Kragen aufgestellt, Hut auf dem Kopf.) Da ist das Kleid. Soll ich es ausliefern, — dann setzt sie ihren Willen durch und geht auf den Ball; ich habe sie völlig in der Hand.

Julie (durch die Mitte).

Wie, der gnädige Herr hat das Kleid gebracht! es ist die höchste Zeit, die gnädige Frau wartet mit Schmerzen darauf. Sie ist schon ganz verzweifelt. Sie sitzt drinnen, und während die Friseurin mit dem Brenneisen ihrem schönen Haare zu Leibe geht, schneidet sie nichts als Gesichter in den Spiegel, um die Thränen zurückzuhalten.

Eugen.

Sie schneidet Gesichter... o Emmy! (Will links ab.)

Julie.

O Sie dürfen nicht hinein... geben Sie mir nur das Kleid... wie dankbar wird Ihnen die gnädige Frau sein!

Eugen.

Nein, Sie dürfen nicht sagen, daß ich es gebracht habe. Sagen Sie, ein ungenannt sein wollender Menschenfreund mit edlen Gesichtszügen und tief in die Stirne gedrücktem Filzhut, — hören Sie, Sie dürfen nicht schwagen!

Julie (nickt und geht mit dem Kleid rasch links ab).

Eugen.

Ich mache mich ja vor ihr lächerlich, wenn ich dem Feind die Waffen, die ich am meisten fürchte, ins Haus bringe. (Will von der Mitte ab.)

Julie.

Die gnädige Frau läßt den Unbekannten dringend bitten, so lange zu verweilen, bis sie ihm persönlich danken kann.

Eugen.

Gut. (Julie ab.) Sehen möchte ich sie ja doch, und da unten auf der Straße war's fürchterlich. Ich habe, um mich zu erwärmen, einen Schneemann aufgebaut und mir dabei wahrhaftig einen Schnupfen für Lebenszeit erworben. Gott sei Dank, hier ist es behaglich warm. (Er legt den Winterrod ab.) Hat Mühe gekostet, der Schneiderin das Kleid abzugeben; eine schlaftrübe, langsame Person... aber die hat mich kennen gelernt. Das Kleid wäre noch nicht fertig, wenn ich nicht energisch vorgegangen wäre. Ich hatte wie gewöhnlich meinen Taschenrevolver bei mir (zieht denselben heraus, ruhig: „Wollen Sie gültig hier noch die Schleife befestigen — bitte, sonst drücke ich ab, und hier noch ein Bandende, sind Sie nicht der Ansicht, daß hier noch ein Stich fehlt... es stehen gerade noch fünf Patronen im Lauf, belieben Sie, sich zu beeilen, mein Fräulein, ich ziele!... Das arme Wesen zitterte am ganzen

Leibe, während sie in wahrer Todesangst wie besessen drauf losstürzte, und in ein paar Minuten war das Meisterwerk fertig. Ich packte es rasch ein und stürzte zum Thor hinaus in einen Wagen, der mich im Galopp hierherbrachte. Ich glaube, was ich da gethan habe, ist ritterlich und edel, aber es ist nicht klug. Ist diese capriciöse Frau einer solchen Aufopferung werth? Streng genommen, sie hat mich getäuscht. Als ich sie vor zwei Jahren in Montreux kennen lernte — sie war damals noch verheirathet — gab sie mir die Versicherung, daß sie die stillen Freuden eines behaglichen Daseins höher schätze als die lärmenden Vergnügungen und Zerstreuungen der großen Welt. Sie erzählte mir, daß sie noch keinen Ball besucht habe, und dieses Geständniß verlieh der Frau in meinen Augen einen ganz besonderen Reiz — um seiner Seltenheit willen. Diese Zurückhaltung erschien mir wie eine Jungfräulichkeit... eine Frau, die keine Bälle besucht, die keine französischen Romane liest... es ist in unsern Tagen etwas Besonderes darum. Wir wurden Freunde. Die Saison ging zu Ende, wir trennten uns, aber wir schrieben uns. Und was für Briefe schreibt diese Frau, was für Wendungen stehen ihrem graziosen Stil zur Verfügung; schon die Art, wie sie die Kommas setzt, hat etwas Bezauberndes... Ich besitze etwa fünfzig Briefe von ihr und jeder ist anders überschrieben: „Mein Freund“ — „Mein Reisegefährte“ — „Mein Tröster“ — „Mein Schatten“ — und sie wiederholt sich nie. Nach einem halben Jahr schrieb sie mir, daß ihr Gatte gestorben sei, sie wüßte es immer so einzurücken, daß ihre Briefe etwas Angenehmes enthielten. Sie trauerte, ich frohlochte... innerlich natürlich, denn ich liebe diese Frau, ich verehere sie... Emmy (im Ballanzug von links).

Wie, — Sie hier?

Eugen.

Ja, durch einen Zufall, ich — ich war nämlich der „Mann“ da unten...

Emmy.

Sie, Sie standen da unten, während ich fürchtete — glaubte... aber wollten Sie denn nicht zu den „Freunden des Lebens“ zurückkehren?

Eugen.

Ich errichtete einen Schneemann und habe mir die Finger dabei erfroren; es ist schade, daß er schmelzen wird, das wäre ein Denkmal, das mich immer an diesen Abend erinnern sollte. Ich wollte Sie einsteigen und abfahren sehen.

Emmy (reicht ihm die Hände).

Sie sind ein guter Mensch, es war Unrecht von mir, Ihnen Ihre Ruhe zu rauben, die Ihnen über Alles geht. Aber Sie sollen sehen, daß ich eines Opfers fähig bin, Sie müssen es aber auch gebührend würdigen. (Geht an den Kamin, rückt zwei Fauteuils zurecht.) Bitte...

Eugen.

Was bedeutet das?

Emmy.

Wir wollen uns an den Kamin setzen, wie es die geistreichen Paare der französischen Lustspielichter zu thun pflegen. Monsieur... (Sie setzt sich.)

Eugen.

Madame... (Setzt sich.) Wissen Sie, daß Sie wunderschön aussehen!

Emmy.

Im „Prachtband, Goldschnitt...“

Eugen.

Sie waren nie so schön wie heute, Emmy, und ich widerriefe Alles, was ich gegen das Ballkleid gesagt habe.

Julie (durch die Mitte).

Der Wagen, gnädige Frau.

Emmy.

Ich brauche ihn nicht mehr, er kann nach Hause fahren! (Julie durch die Mitte ab.)

Eugen (aufspringend).

Nicht doch! Gerade jetzt und so müssen Sie sich zeigen. O mein Egoismus hat auch seine Grenzen, es müssen Sie auch Andere sehen, ich will mich einmal — beneiden lassen... (Geht zum Fenster, ruft hinab:) Kutscher! Dableiben! (Emmy den Arm bietend.)

Emmy.

Sie wollen mich zum Wagen führen?

Eugen.

Ich will Zeuge Ihrer Triumphe sein — das ist Alles, was ich verlange... ich will nicht einmal mit Ihnen tanzen... Denn es gäbe ein Unglück...

Emmy.

Aber den Contre...

Eugen.

Mit Begeisterung — Sie souffiren mir dabei?

Emmy.

Kommen Sie!

Der Vorhang fällt.

Im Atelier des Pariser „Meisters“.

Sie geht mit leichten Schritten die prächtige Treppe hinauf, ihre zart gantirte Hand berührt kaum das vergoldete Geländer. Hin und wieder schlägt der Absatz des feinen Stiefels mit leisem Klange gegen die Messingleisten des Treppen-Deppichs. Ihre Augen glimmern in nervösem, etwas unruhigem Glanze. Ihr gewohntes künstliches Lächeln ist heute fast aufrichtig, aber sie wird immer ernster, je mehr sie sich dem Ziele nähert, und in den Augenblick, wo sie den Glödenzug an der Thür des großen Damenschneiders zieht, klopf ihr Herz, als ob sie sich zu einem Rendezvous begebe. Die Thür wird von einem Diener in großer Livree geöffnet. Ohne ein Wort zu sagen, schreitet sie durch einen großen, dunkel möblirten Salon, wo mehrere Herren sitzen und in Zeitungen lesen — offenbar Chemänner oder Väter, die darauf warten, daß ihre Damen mit dem Anprobiren ihrer Kleider fertig werden. Endlich gelangt sie in die niedlichen, mit großen Spiegeln versehenen Boudoirs, wo auf kleinen Sophas seidene und Sammetstoffe, Spitzen, Plüsch, orientalische, englische und französische Stoffe ausgebreitet sind, Alles in reicher, prächtiger Unordnung.

Unvollendete Kleider liegen überall umher; halbvollendete Taillen, Mäntel, Umhänge mit und ohne Franzen oder Sammetbesatz, Ballkleider mit prächtigen Stickereien, Röcke

mit langen Schleiern, reizend mit Blumen garnirt, blassen farbenreiche luftige Haufen; Blumen, Federn und Stickereien, in verschwenderischer Fülle ausgebreitet, reizen zu bewundernder Betrachtung. Diener entzündet die prachvollen Gaskandelaber. Bei ihrem sanften Schimmer nimmt Alles plötzlich eine blässere Farbe an: die Rosen erhalten einen weißlichen Schein, die starken und schreienden Nuancen werden gedämpft und die in zartem Zwielicht daliegenden Federn, Schärpen, Rosen, Guirlanden, Franzen und Spitzen zaubern dem Beschauer die Bilder derer vor die Einbildung, die in strahlender Schönheit, angethan mit allen diesen Wundern, erscheinen sollen.

Junge Mädchen, gleich dem Diener an der Thür in einer Art Livree — schwarzer Satin im Winter, schwarze Seide im Sommer — gehen und kommen geschäftig und wissen nicht, welcher Dame sie zuerst von allen denen antworten sollen, die sich fragend an sie wenden. Andere drehen sich rundum wie bewegliche Puppen, zeigen sich von vorn und von hinten, en face und en profil, um den Mantel oder das Kleid, die sie präsentiren, von allen Seiten sehen zu lassen. Man harret des Meisters mit steigendem Verlangen, aber vergebens! Er kommt nicht, er ist an anderer Stelle beschäftigt, erscheint heute vielleicht gar nicht.

Sie hat ihren Hut abgenommen und wartet, während sie die verschiedenen Stoffe, die gerade in ihrer Nähe liegen, befaßt und unterjucht; inzwischen plaudert sie ein wenig mit einem jungen Mädchen, das neue Kleider anprobirt, einer Blondine, in jener Blässe, die so eigenthümlich ist an Pariserinnen, die in Hinterläden erzogen werden, ihr Leben in Kellern oder großen Magazinen verbringen und nichts anderes von der freien Natur kennen, als das Boulanger Gehölz und die Wald-Decorationen im Theater. Worüber plaudern denn die Weiden mit einander?

Die vornehme Dame, deren Toilettengeheimnisse sie einen Augenblick zu der Vertrauten des jungen Mädchens machen, unterhält sich mit ihr über ihre Freundinnen, die ebenfalls ihre Toiletten bei dem berühmten Schneider herstellen lassen; triumphirend erzählt sie, daß Frau B... die Frau des jungen Bananiers, Watte und Kautschuk gebrauchen müsse, um sich Figur zu geben. Das junge Mädchen machte discrete Einwendungen, sie könne das wirklich nicht glauben, aber die vornehme Dame fährt nur um so unerbitterlicher fort, ihre Freundinnen zu entkleiden und steigert sich zu der Behauptung: sie gleichen den bekannten Schachteln mit candirten Früchten, die man beim ersten Anblick höchst appetitlich finde, die aber, wenn man sie anspackt, zu fast drei Vierteln Stroh und Seidenpapier enthalten.

„Nun das ist bei Ihnen freilich nicht der Fall, Frau Baronin,“ antwortete das junge Mädchen lächelnd. „Sie wollen ja durchaus keine Watte im Kleide haben...“

„Freilich nicht! Und doch bin ich ziemlich hager gebaut, Fräulein; ich mache mir durchaus keine Illusion in dieser Beziehung. Aber ich setze Werth auf diese Magerkeit, weil ich sie für elegant halte. Wie Madame de Pompadour und Sarah Bernhardt, bevorzuge ich orientalische Stil in der Garderobe: das heißt, Wolken aus Tüll, Spitzenkleider, besetzt mit Perlen und Stickereien, welche die Taille andeuten, ohne sie zusammenzuschürren; ich entgehe auf diese Weise den ausgeschnittenen Kleidern, der Lieblingstracht corpulenter Damen!“

Mittlerweile ist das Gewühl und Stimmengewirr in den Boudoirs immer größer geworden. Die feineren Stimmen der Pariserinnen vermischten sich mit dem gutturalen Organ der Fremden. Eine deutsche Dame ist entrüstet darüber, daß ihre Taille nicht fertig ist; eine Russin schilt, weil sie schon zweimal vergebens gekommen sei, ohne den großen Schneider anzutreffen; eine Engländerin widerruft eine Bestellung vom vorigen Tage — alle diese verschiedenen Sprachen mischen sich untereinander, übertönen einander und bringen die jungen Mädchen des Geschäfts fast zur Verzweiflung — da auf einmal wird's still!

Man hört von draußen die Stimme des Meisters. Er erteilt Befehle, in kurzem, strengem Tone, er ist offenbar in übler Laune. Natürlich! „Wo man eine Garnitur anbringen sollte, hat man eine Rüsche gesetzt. Der Mantel der Gräfin B. hat einen geschmacklosen Besatz, einen unästhetischen Aufputz bekommen, das Ganze muß verändert werden. Wann wird man sich endlich gewöhnen, genau auf meine Anordnungen zu achten!“

Die Pariserinnen wie die Fremden hören zitternd den großen Mann schelten; die Baronin, vorhin so gesprächig und sicher, steht seit den Augenblick, da er in das Boudoir eintrat, wo sie in Ballkleidung so lange seiner geharrt, ganz demüthig da, ohne ein Wort zu sagen; sie hofft, durch ihre einschnelnde Haltung ihn zu veranlassen, einen Augenblick bei ihr zu verweilen. „Sie finde ihre Robe ausgezeichnet schön — es sei nur eine kleine Falte im Rücken und vielleicht ein kleiner Fehler vorn am Leibchen zu ändern, aber wenn er meine...“

Er zuckt die Schultern und unterbricht sie in brutalem Tone: „Frau Baronin, Sie sehen in dieser Kleidung ganz abscheulich aus! Legen sie alles das ab und kommen Sie morgen wieder; ich werde darüber nachdenken, etwas Anderes für Sie herzustellen; heute bin ich nicht dazu aufgelegt...“ Damit wendete er sich kurz zum Gehen.

Sie versucht, ihn zurückzuhalten, aber er grüßt verabschiedend und wendet sich zu einer andern Dame. Die Baronin legt, in sehr verdrießlicher Stimmung, das Kleid ab; bleibt ihr doch nichts Anderes übrig! Sie weiß, daß man gehorchen muß, daß es absolut nichts nützt, dem Meister mit Einwendungen zu kommen, denn in diesem Falle würde er sich gar nicht mehr um sie bekümmern. Was liegt ihm an einer Kundin mehr oder weniger!

Sie findet sich also mit Resignation in ihr Geschick und scheidet sich an, das Zimmer zu verlassen. Da klopf es an die Thür. Ein junges Mädchen tritt ein.

„Wollen Frau Baronin“, sagt sie, „Ihr Reittkleid anprobiren? es ist fertig.“

„Das Reittkleid?“ das hatte sie ganz vergessen. Es war doch immer ein Trost! Ja wol, sie will anprobiren! Sie geht durch die Salons und gelangt in den großen grünen Sammetaal, wo man eine Menge Damenmäntel, Reittpeitschen und Steigbügel sieht; auf dem Tische, unter dunklen Kleiderstößen, liegen Herrenhüte, mit grünen oder blauen Schleiern garnirt, und mitten im Salon steht ein weißes Pferd aus Holz, in natürlicher Größe. Die Damen setzen sich auf dessen Rücken; es erfordert Beobachtung, ob die



Alfred Robert Aguado y Bigarano
Paris 1880.

La Tirana, eine ihrer Rollen recitirend. Gemälde von Bejarano.
(Nach einer Photographie aus dem Verlage von J. Laurent u. Cie. Madrid.)

Alfred Robert Aguado y Bigarano
Paris 1880.

Falten des Reitkleides auf die rechte Weise fallen, so daß der Fuß nicht gesehen wird. Junge lachende Mädchen, besonders Engländerinnen und Amerikanerinnen, springen mit einem Satz auf das Pferd, schwingen die Reitpeitsche und rufen: „Vorwärts, hopp, hopp!“

Corpulentere Damen fragen beunruhigt, ob es durchaus nöthig sei, diese hohe Maschine zu besteigen, und da die Antwort bejahend lautet, setzen auch sie endlich den Fuß in die Hand des jungen Mannes, der das angenehme Geschäft hat, die Damen in den Sattel zu heben.

Es erscheinen fortwährend neue Damen; die Thürglocke läutet immerfort. Die Kunden kommen meist von ihren Vormittagsvisiten; bald sind alle Zimmer gefüllt mit Besuchenden, alle Sophas und Tische mit Kleidern, Blumen und Spitzen bedeckt. Unter der Clientel befindet sich eine bekannte Prinzessin, die man, auch ohne sie zu sehen, an ihrem schleppenden Accent und der tiefen Stimme erkennt; auch die Marquise **, die pikanteste Pariser Schönheit, ist da, leider zu stark geworden, wie man ihr sagt, um noch schweres Pelzwerk tragen zu können; ferner die brünette geistvolle Gräfin **, die nie aufgehört, jung zu sein, trotz der vier Kinder, die sie ihrem Manne geschenkt hat. Auch jene bekannte schöne Dame, die Musset's Verse auf so bewundernswürdige Weise vorträgt, läßt bei dem großen Schneider ihre Kleider fertigen, neben ihr sitzt die entzückende Schauspielerin des Molière-Theaters, die trotz all ihrer Thorheiten Zeit besitzt, Talent zu haben und auszuüben.

Die Baronin geht die Treppe hinab in weniger heiterer Stimmung, als da sie emporstieg. Ein quälender Gedanke hat sich in ihr Gehirn geschlichen, das sonst nur von Puß und Tand erfüllt ist. Als sie den Salon verließ, hörte sie, wie die Herzogin von B. sich erregt über die exorbitante Rechnung beklagte, die man ihr vor einigen Tagen gesandt habe, und zum ersten Male kommt auch der Baronin der Gedanke an ihre eigene Rechnung und an alle die Verdrüßlichkeiten und Aergernisse, welche diese unzweifelhaft hervorgerufen wird. Sie erlebt bereits im Geiste eine sehr peinliche Scene mit ihrem Manne und mit ihrer Mutter, sie erinnert sich bekommen der heiligen Versprechungen, die sie Beiden gegeben und so schlecht gehalten hat, und mit Thränen in den Augen steigt sie endlich in ihren Wagen, der vor der Thür hält, und Senzjer auf Senzjer gleiten über ihre Lippen, vielleicht aus Gewissensbissen, vielleicht — aus Neid, wenn sie an jene Frauen denkt, welche für ihren Puß Geld austreuen können, ohne es zu zählen und sicher sind, stets ihre Kasse wieder gefüllt zu sehen.

Emil Jonas.

Unsere Illustrationen.

Italienerin. Gemälde von Defregger. Der berühmte Tiroler Meister pflegt selten aus seinem Genre herauszugehen, welches in der liebevollen Darstellung der Menschen und Sitten seines Heimathlandes und der Darstellung bedeutender Ereignisse aus der Geschichte seines Volkes besteht. An der heute überall verbreiteten fast zärtlichen Vorliebe für dieses tirolische Land und Volk haben Defregger's Bilder desselben kaum geringeren Antheil, als die wirkliche Herrlichkeit des ersteren und die lebenswürdigen, gewinnenden Eigenschaften des letzteren. Defregger's Kunst excellirt bekanntlich nicht nur in seinen figurenreichen Compositionen, sondern ebenso auch in der Malerei einzelner Charakterköpfe, in welchen der tirolische Typus vielfach variiert, aber immer in gleich gewinnender gesunder Anmuth verwickelt erscheint. Den ansprechenden Mädchentopf, welchen unser Bild darstellt, würde man sicher gleichfalls für den einer schmunzenden Tirolerin

zu halten versucht sein, wenn die Bezeichnung desselben als „Italienerin“ uns nicht darüber belehrte, daß der Künstler in ihm etwas Anderes als ein Kind seiner Heimathberge habe schildern wollen. Der gewohnte, von den Malern zumeist bevorzugte italienische Typus ist es jedenfalls nicht, welcher in den Formen und dem Ausdruck dieses Gesichts verkörpert erscheint. Vielleicht ist auch dieses reizende Kind, das aus den großen dunklen Augen so ernst und freundlich zugleich in die Welt blickt, nur eine Tochter jenes Tirol, das die heutigen Irredentisten für das italienische Vaterland in Anspruch nehmen. Sie mögen sie eine „Italienerin“ nennen; aber aus ihren Augen und den Zügen ihres Gesichts spricht trotzdem ein so deutsch-tirolisches Gemüth, wie nur je aus einem jener Tirolerinnen-Köpfe, mit denen sein Vater so oft die Welt erfreut und sein Volk verherrlicht hat.

L. P.

La Tirana, eine ihrer Rollen recitirend. Gemälde von Bejarano. Der verstorbene spanische Maler Fortuny hat, wie kein Anderer unter den modernen Spaniern und Italienern, Schule gemacht. Nicht nur die Art der Naturanschauung und der Malerei, die Technik, die besonderen coloristischen Wirkungen, die jener anstrebte, hat ein ganzes Heer von „Kleinmeistern“ lateinischer Race ihm abzusehen und nachzuahmen gesucht. Auch jene geschichtliche Epoche, welcher Fortuny mit Vorliebe die Gegenstände seiner Gemälde entnahm (wie, um nur drei der berühmtesten zu nennen, der Ehecontract, die Wahl des Modells und die Theaterprobe im Garten), die Uebergangszeit vom 18. zum 19. Jahrhundert, ist seitdem erst bei jenen Spaniern und Italienern zu einer früher nie gekannt gewordenen Gunst gelangt. Unabsehbar ist die Zahl der seit Fortuny's blendendem, bahnbrechendem Auftreten von ihnen gemalten Bilder, welche Scenen aus dem Leben der eleganten Gesellschaft Madrids und Sevilas, Noms, Florenz's und Neapels in jener Epoche schildern, wo das Rococo noch nicht völlig gestorben und der Empirestil noch nicht völlig zum Durchbruch gekommen war. Auch das von dem Sevilaner Bejarano gemalte Original unseres Holzschnittes gehört zu dieser Gattung spanischer Sittenbilder aus den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts, welche dem Vorgange Fortuny's ihre Entstehung verdanken. Die gefeierte Bühnenkünstlerin, welche der hier versammelten Gesellschaft eine Probe ihrer Kunst gibt, La Tirana, ist ein dießseits der Pyrenäen ziemlich unbekanntes Gestirn der Theatergeschichte; jedenfalls gilt sie diesen Herren und Damen ungefähr dasselbe, was heute den Wienern eine Walter, den Parichern eine Sarah Bernhardt ist. Der Salon, in welchem die Tragödin sich producirt, ist einer von jenen Sälen alter spanischer Adelspaläste, die von den wechselnden Moden und den Wandlungen des Geschmacks unberührt bleiben und im 18. wie im 19. Jahrhundert in der Ausstattung und der gesammten Erscheinung das vornehm prächtige Gepräge bewahren, welches das 17. Jahrhundert ihnen verliehen hatte. Die Wände mit Gobelins im Stil Lebrun's bekleidet, alte Schränke kunstvollster Arbeit mit Schildpatt- und gravirten Elfenbein-Einsätzen decorirt. Nur in der Wahl der Gemälde und Tische sind dem Rococo- und Empirestil Concessionen gemacht. Von den hier Versammelten ist die männliche Hälfte noch immer der Tracht der guten alten Zeit getreu geblieben. Es ist eine conservative Gesellschaft. Künstlich frisirtes und gepudertes Haar, im Nacken in dem seidenen Haarbeutel gesteckt, langer breitköpfiger Frack mit goldgestickten Säumen, Kniesosen, Strümpfe, Schnallenschuhe, Galanteriebeugen an der Seite, weißes Halstuch mit großer Schleife und getrautes Jabot aus der langschöpfigen Weste hervorquellend, so erscheinen sie fast ausnahmslos. Ein hochwürdiger Vater Abt erachtet es für keine Sünde, in geistlicher Ordensstracht in dieser weltlichen Gesellschaft zu erscheinen und dem Vortrage der Tragödin zuzuhören; darf er doch sicher sein, in den Versen eines spanischen Dramatikers nie ein Wort zu vernehmen, welches das Ohr eines Dieners der heiligen Mutter Kirche verletzen könnte. Der auf seinen Stock gestützte alte einfach gekleidete Herr auf dem Sessel hinter der Künstlerin scheint ihr Director oder ihr Vater zu sein, der sie hierher begleitet hat. Mit innigerem Interesse, tiefer er-

griffen als alle Anderen, hört er ihr zu. Die Damen des Kreises haben, im Gegensatz zu den Herren, mit den Erinnerungen an die Moden des 18. Jahrhunderts bereits völlig gebrochen. Sie prangen in Toiletten nach den neuesten Mustern der Eleganz von 1800. Die Tracht der Tragödin selbst scheint sogar einer noch jüngeren Zeit anzugehören; der Stil ihres Vortrags und ihrer denselben begleitenden Bewegungen aber ist der des klassischen französischen Theaters, welcher damals die spanische Bühne nicht minder beherrscht hat, als sie der Heimath Racine's und Corneille's.

L. P.

Praktische Mittheilungen für den Haushalt.

I. Das Arrangement einer Tafel.*

Eine Mittags- oder Abendtafel geziemend arrangiren zu können, traut sich so ziemlich jede junge Hausfrau zu und pflegt gute Rathschläge nach dieser Richtung mit einem selbstzufriedenen Lächeln anzunehmen. Und doch ist die Sache gar nicht so ganz einfach; schon um deswillen nicht, weil die Mode auch hier ihr sehr gewichtiges Wort mit einzureden hat und ein gesteigertes ästhetisches Feingefühl heut zu Tage wesentlich andere Anforderungen an das Arrangement einer Tafel erhebt, als man zu Zeiten unserer Eltern und Großeltern zu thun pflegte. So mögen die nachfolgenden Winke und Andeutungen, dem modernen Bedürfnis entspringend, doch nicht so ganz überflüssig erscheinen, vielleicht uns gar den Dank mancher jungen Hausfrau eintragen. Wir bemerken übrigens, daß wir die in Wort und Bild gegebene Vorlage guten bürgerlichen Verhältnissen angepaßt haben, doch ist ein Mittelweg, der selbstverständlich Abweichungen und Aenderungen nach beiden Seiten hin, Vereinfachung oder Entfaltung reicherer Ausstattung, je nach der Bezifferung des Haushaltungsbudgets erfordert, gestattet.

Es gelte der Hausfrau als Grundregel, daß die Gasttafel einen sauberen, geordneten und zierlichen Eindruck mache. Sie darf weder den Charakter des Prunkes annehmen, noch darf sie durch Anhäufung von Garnituren überladen erscheinen; bei kleinen Tafeln namentlich kann man sich nicht genug vor dem Zuviel hüten.

Am besten bedient man sich der bequemen Ausziehtische, durch passend construirte Anzahlstücke nach Bedürfnis verlängert. (Es sei hierbei bemerkt, daß allzu schmale Tafeln durchaus unzulässig sind. Der Tisch muß eine Breite von mindestens 118 Cent. haben, die Couverts darauf werden in Abständen von 64—70 Cent. vertheilt.) Die Sitze schreibe ich im Allgemeinen vor, die Tafel inmitten des Zimmers, seiner Länge nach, zu placiren; räumliche Verhältnisse indessen bedingen häufig ein abweichendes Arrangement; immer aber hat die Hausfrau zu berücksichtigen, daß die Gäste weder durch Raummangel, noch durch Deffnen einer Thür oder durch Zugluft, am wenigsten aber durch ungeschickte Bedienung genirt werden dürfen. Wo ihr weder gewandte Lohnbienen noch ein Tafelbedienter zur Verfügung stehen, wird es geboten sein, die Domeisteln einige Zeit vorher zu instruiren, resp. sie durch tägliche Uebung an der häuslichen Tafel in ihren Functionen sicher zu machen. Möglichste Geräuschlosigkeit sei ihnen vor Allem zur Pflicht gemacht; zu unterstützen sind sie darin durch Teppiche und Decken oder Läufer, sowie durch eine Fries- oder Filzdecke oder eine solche von englischem Rubberstoff, welche unter dem Tisch auf dem Tische ihren Platz findet, um das Klappern des Geschirres zu vermeiden. Daß man für festliche Zwecke das beste und schönste Gedeck des Leinworraths auflegt, bedarf wol kaum der Erwähnung. Glatt, ohne Flecken und Falten, an den Seiten etwa eine halbe Elle weit über den Rand des Tisches hinabreichend, muß das Tischtuch die Tafel decken. Dann schmückt man letztere ihrer Mitte entlang mit den Garnituren, wozu man den Tafelaufsatz, Fruchtsthalen, Zardiniören mit Blumen angefüllt, Confectsthalen oder Etageren, Lampen oder Armleuchter rechnet. Für die

* Ein zweiter Artikel folgt.

Fughetta a 2 voci.

Tempo ordinario

S. Dorn.

Pianoforte

25. 12. 83.

Mitte, den Hauptpunkt der Tafel, bestimmt man stets den hervorragensten Gegenstand der Garnitur, also einen Tafelaufsatz oder eine hohe Fruchtstale. (Bei Familienfestlichkeiten, Hochzeiten, Taufen, Geburstagen u. s. w. pflegt dieser Platz durch einen decorativ arrangirten Kuchen besetzt zu werden.) Krystallschalen mit Compots, Gebäck, Körbe mit Weißbrod, Behälter für Senf, Essig und Del, alles dieses ist jetzt von der Tafel verbannt. Bei kleineren freundschaftlichen Mittagessen findet das Compot allenfalls seinen Platz auf der Tafel, bei feineren Essen wird es, wie die übrigen Schüsseln, präsentirt. Für die Couverts placirt man an betreffender Stelle hart am Tischrande zwei flache Teller aufeinander, rechts daneben den silbernen oder krystallinen Messerblock für Messer, Gabel und Löffel, vor denselben ein kleines silbernes oder krystallenes Salznapfchen, quer vor die Teller die Gläser, von denen ein Rothwein-, ein Weißwein-, das Sektglas und das Wasserglas zum Couvert gehören. Gläser für Madeira, für Rheinweine oder Burgunder, für seine Bordeaux- oder Dessertweine werden auf Nebentische oder auf das Büffet gestellt, da die betreffenden Weine zu den einzelnen Gängen des Menü eingeshänkt präsentirt werden. Links vor dem Couvert findet noch der mit einem Compotlöffel versehene kleine Compotteller seinen Platz. Schließlich legt man die auf 3 oder 4 Theile gebrochene oder die kunstvoll gefaltete Serviette auf den oberen der beiden Teller und das Couvert hat seinen Abschluß erreicht. Mit der richtigen Vertheilung der Weinarten oder Flaschen, welche einen silbernen Unterfuß erhalten (man rechnet für 2 Personen eine Flasche oder Caraffe), dem Stellen der Stühle hätte die Tafel überhaupt das Ansehen des Fertigen, und doch gilt es noch zahlreicher kleiner Einzelheiten zu gedenken, die durchaus zu beobachten sind. Dahin gehören die Tischkarten, die sauber geschriebenen oder lithographirten Menükarten, die Decoration der für die Damen bestimmten Couverts mit

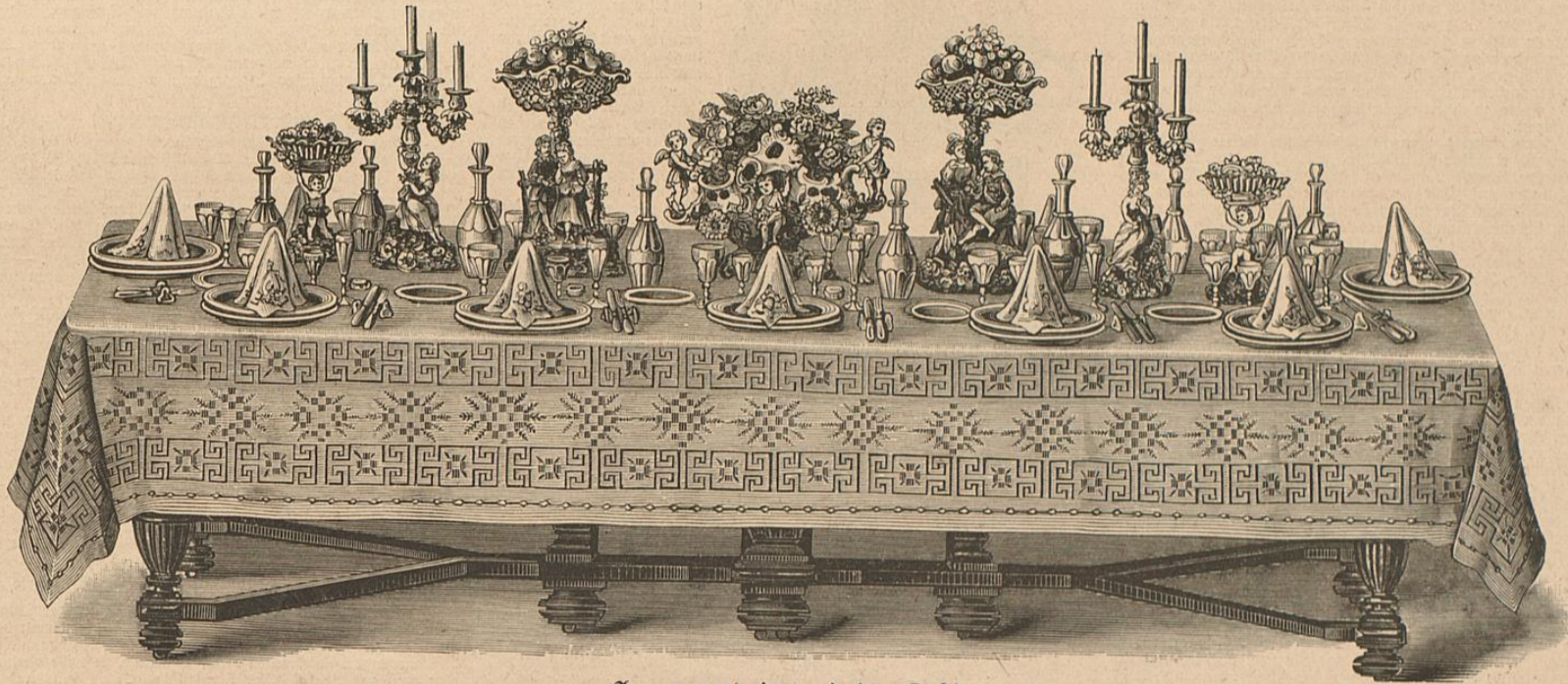
Weißener Modellen ein, die in Wahrheit eine außerordentlich schöne Zierde für die Tafel bilden.
Die in Abbildung gegebenen Tafelrequisiten, sowie die hier besprochenen Glas- und Porzellanerzeugnisse, Decorationsstücke, Majoliken u. s. w. sind in dem Magazin für Glas und Porzellan, Firma Th. Weisker u. Krüger, Berlin W., Friedrichstr. 73, vorräthig.

Die Mode.

„Vielseitigkeit“ ist das Lösungswort der Mode für die Toiletten der Frühjahrsaison. In allen nur denkbaren Arrangements befindet sie diese Vorliebe, wenn gleich sie an den bisherigen Grundformen: Rock, Tunika oder Draperie und Taille bei den Costümen festhält. Was die erste dieser Grundformen anbelangt, so darf man sagen, daß die Mode seine bisherige Kürze (sukret), sowie die Breite von 210—230 Cent., ebenso auch den Brauch, ihn in seiner Grundform aus minderwertigen Stoffen herzustellen, beibehalten hat. Die Bekleidung des Rockes aus den eigentlichen Costümsstoffen in geschmackvoller Weise zu vollbringen, dazu bietet die Mode, wie schon erwähnt, denkbar vielseitigste Mittel. Zunächst sei des fast obligatorischen schmalen Plüschstreifens oder der schmalen Puffe am unteren Rockrande Erwähnung gethan. Es liegt in ihrer Verwendung ein ebenso praktischer wie ökonomischer Zug, denn diese so unwichtig erscheinende Garnitur gewährt dem fast unmittelbar darüber befindlichen übrigen Garniturtheil bedeutenden Schutz gegen unerwünschte Verührung mit Staub, Schmutz u. s. w. und kann eher erneuert werden als der vielleicht kostbare Stoff der Rockbekleidung. Bei brochirten

Bestandtheilen des Costüms entsprechend. Paniertheile, gefreuzte Tunika- oder Paniertheile (der Kreuz- oder Schneidepunkt an der linken Seite), Schürzentunika, in schmale, nach unten hin frei auspringende Falten gelegte, abgerundete Tunikaheile, gepuffte Theile à la lavandière, gerade, lange, ungefaltete nur an der linken Seite über einen Einsatzeil gefaltete Tunikas, diese und noch manche andere bekannte Motive stehen zur Verwerthung. Unter den Taillen dominiert kein bestimmtes Genre. Als Schoftaille sind sie sämmtlich dieser großen Familie zugehörig, wenn auch vorn ziemlich lange Schnebe, oder gekürzte Seitentheile und runder Abschluß vorn ebenso wie die langen Frackhöhe hinten, Abzweigungen constatiren lassen. Hier und da sind freilich auch ganz runde Taillen bereits aufgetaucht, die den Gürtel wieder zu Ehren kommen lassen; indessen kann diese Erziehung noch nicht Anspruch auf den Charakter definitiver Mode erheben. Hoch und faltig eingesezte Kermel (spanisch), hohe Stehkragen, Notidres, spitze, gefaltete Einsatzeile, Spitzenplastrons, glatte, unten schnebenförmig zugespitzte Einsatzeile, Plottants, d. i. jackenähnliche, ziemlich weite Stofftheile, die am Halse eingekräufelt, mit Spitze oder Stickerei besetzt sind und vom Halsausschnitt an frei herabhängen, rechnen zu den modernen Taillengarnituren, während die Kermel sich auf die möglichste Einfachheit beschränken und ihr Auspuß kaum über den Aufschlag aus Sammet oder Garniturstoff hinauskommt. Daß derselbe bei aller Knappheit an Länge gewonnen hat und somit wieder dem Pendant des leinenen Stehkragens, der Manschette das Terrain zugänglich gemacht wird, dürfte einem größeren Kreise eine willkommenere Mittheilung sein.

Als Nachtrag zu dem in voriger Nummer enthaltenen Stoffrepertoire seien noch einige Gensebe genannt, die als gute alte Bekannte begrüßt werden können. Es ist anzunehmen, daß in Anbetracht ihrer Vorzüge die Mode ihnen eine freundliche Erinnerung



Arrangement einer gedeckten Tafel.

Blumen, das Anordnen der Plätze, die Beleuchtung; Dinge, die wir hier wol nur andeuten dürfen, um der für ihr Fest interessirten Hausfrau einen mahnenden Hinweis zu geben. Das nur sei noch bemerkt, daß alle zum Service und Serviren gehörigen Gegenstände, die während der Dauer des Essens gebraucht werden, in einem Anrichtezimmer oder der Küche in Bereitschaft gehalten werden müssen. Um dem decorativen Eindruck der Tafel zu rechter Geltung zu verhelfen, sei uns gestattet, einige Worte über die Tafelrequisiten anzufügen.

Daß ein schönes Service die Sinne des Gastes anders beeinflusst als ein schlichtes Porzellan, wird Niemand leugnen wollen. Wir rathen daher entschieden, bei Neuanschaffung von Tafelgeräthen auch etwas Gewicht auf den Schmuck derselben zu legen und nicht die Güte des Stoffes allein zu berücksichtigen. Die schönsten Service liefert Limoges, sowol betreffs der Porzellanerde als auch der äußeren Ausstattung der Formen und der Malerei. Wer aus Nationalstücken den französischen Fabrikaten sich verschließt, dem seien die Karlsbader Porzellanerzeugnisse, die englischen Granit-Porzellane von Deane's Gibeau, die Meißener Fabrikate und die rheinischen Tischgeschirre empfohlen. Alle genannten Producte excelliren in Form und Ausstattung und tragen jedem Verhältniß Rechnung. Ein Gleiches gilt für die Krystallgarnituren. Die Fabrikate aus Val St. Lambert, Belgien, nehmen die Palme für sich in Anspruch; bei einer gewissen gebiegenen Schwere wirken sie durch Form und Schluß äußerst vornehm. (Auch das Tafelglas unseres königl. preussischen Hofes ist aus jener Fabrik.) Nächst ihm sind das englische Krystall, dann die Fabrikate aus St. Louis (Reichslande), ferner die billigeren böhmischen und schlesischen Glasfabrikate rühmend zu erwähnen.

Die Garniturstücke der Tafel aus Silber, Messing, Bronze, Porzellan, Majolika oder Glas zu wählen, ist durchaus persönlicher Bestimmung anheim zu geben, wenigleich zu beachten bleibt, daß die Mode zur Zeit den Vasen, Schalen und Leuchtern, Platten, Figuren und Nippes aus Porzellan, Majolika und Terracotta den ersten Platz einräumt. Aus den verschiedensten Fabrikationsorten Sachsens und Baierns gehen die schönsten Copien nach altem

Stoffen pflegt man diese in tablier-Form herzustellen oder auch Vorder- und Seitentheile damit zu überdecken. In letzter Weise wird auch vorzugsweise Sammet, der in der Farbe zum uni-Stoff paßt, mit immer gleichem Effect verarbeitet. Die glatten, einfarbigen Gewebe lassen bedeutend mannigfachere Zusammenstellungen zu, weshalb sie auch eines größeren Begehrs sich erfreuen, zumal sie den brochirten Geweben zugleich als wirksame Folie dienen. (Ueber Stoffe und Zusammenstellung von Stoffen s. Bazar Seite 79 u. 80 b. J.) Die beliebtesten Motive sind wiederum Plüschvolants, hohe in Dollfalten gelegte Volants, der Länge nach in schmale Falten geordnete Rocktheile, welche in ihrem Arrangement unwillkürlich an die gefalteten Theile (Soufflets) einer Blechharmonika erinnern; ferner gerade gezogene Volants, denen drei, vier oder mehr Säume eingenäht sind, oder solche mit Rize, Treffe oder Sammetband besetzt; Garniturtheile, die in tiefe

Jacken oder in Patten ausgeschnitten sind, zwischen denen Plüschstreifen hervortreten, Stickerei, Spitzen, Sammetapplikationen, das Alles zählt hierher und macht vornehmlich die Rockgarnitur mit Ausschluß des hinteren Rocktheiles aus. In der Regel wird derselbe abweichend von dem übrigen Arrangement hergestellt. Entweder wird er zum größeren Theil durch die lange und weite Tunika, durch eine ähnliche Faltendraperie von oben herab überdeckt und dann nur unten garnirt, oder die untere Garnitur reicht bis zu $\frac{2}{3}$ seiner Höhe und findet Ergänzung durch einen Baufl, Faltenpuff oder bergl. oder aber die hintere Rockpartie wird gänzlich durch die neuerdings so sehr beliebten faltigen Stofftheile (Bauernfalten) überdeckt, welche vom Taillengürtel ab ganz schlicht und glatt bis fast zum unteren Rockrande reichen. Bisweilen sind diese Faltentheile mit dem Rücken der Taille im Zusammenhang geschnitten (s. Abb. Nr. 1) oder die Taille verlängert sich von den Seitentheilen an, ein Ueberkleid bildend, wie es Abb. Nr. 2 zeigt. Die vorderen Tunika-



1.



2.

Das Herannahen der schönen Osterzeit, die in besonderem Grade geeignet ist, ein frohes Andenken an vergangene Zeiten zu wecken, läßt uns eine Fülle von niedlichen Sächlehen, die, unter geschmackvoller Verwendung, nach speciellen Ostermotiven: Häschen, bunten Eiern, Frühlingsblumen, hergestellt sind, heiter begrüßen. Sie geben den offenen, schenklustigen Händen Aelterer Gelegenheit, die Erinnerung an das schöne Fest und seine Gebräuche auch bei der Jugend festzuhalten. Körbchen in Form von Eiern im Geßell von Zweigen ruhend und mit künstlichen Blüthen überdeckt, Eier aus Biscuitmasse (Porzellan) mit einer einzelnen großen Porzellanblume geschmückt, kleine menschliche Figuren, die halbirtre Eier als Blumenbehälter tragen, nebst zahlreichen anderen, auf das Fest bezüglichen Nippes aus ähnlichen Bestandtheilen sind Gegenstände, die dem Geber wie dem Empfänger Freude bereiten dürften (s. Abb. Nr. 3—5). Bezugsquelle: Th. Weisker u. Krüger, Berlin W., Friedrichstraße 63.

Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 26.

Eine Dame zeigte einer Freundin eine elegante kleine Tischdecke, welche sie gleichzeitig mit mehreren anderen kürzlich gekauft hatte. Auf die Frage, wie viel Decken es wären und wie viel jede gekostet, gab sie folgende Antwort: „Ich habe im Ganzen 91 Thaler bezahlt. Die Zahl der Thaler, die ich für jede Decke gab, beträgt 6 mehr als die Zahl der Decken. Du wirst Dir daher leicht berechnen können, wie viel Decken ich gekauft und wie viel Thaler ich für jede einzelne bezahlt habe.“

Correspondenz.

Toilette, Mode, Handarbeit. G. C. in G. Da sowohl ausschließlich neue Apparat ermöglicht es zu jeder Zeit, wenn Feuer im Kochherde ist, also ohne besondere Heizvorrichtung, gleichzeitig 4 Plättchen in ganz kurzer Zeit — etwa 10 bis 15 Minuten — plättrecht zu erwärmen; dieselbe wird in die Herdplatte eingehängt und erleidet den wesentlich theureren Plättchen, deren eine besondere Feuerung, sowie Abzugsröhren bedingt; die hierzu gehörigen Plättchen sind, wie beim schwedischen Plättchen, ohne Stähle oder Bolzen und 5 solcher Eisen genügen, um 2 Plättcheninnen unausgesetzt beschäftigt zu erhalten. Die neue Plättchenpflanze ist ein wirklich nützlicher Apparat, wie das Cohn'sche Magazin in Berlin bereits deren mehrere hier mit Erfolg eingeführt hat, sie erspart die Kosten des Brennstoffes und die nicht minder kostbare Zeit, ist in der Benutzung sauber und wenig umständlich und

Kosmetik und Gesundheitspflege. Fr. C. in G. Ein erprobtes Zuzugmittel zur Kuhmilch für Säuglinge ist das vom Sanitätsrath Dr. Kormann in Coburg u. A. empfohlene Milchsalz von H. F. Paulke in Leipzig. In Paulke's Almanach für 1883/84 finden Sie Näheres hierüber mitgetheilt. — Wir machen Sie außerdem auf die Schrift von Fr. Lehmann, „Die Kuhmilch in der Kinderstube“, München, Verlag von J. A. Finckler, aufmerksam. — Den Vertling'schen patentirten Milchtocher finden Sie beschrieben in der kleinen Broschüre von Dr. J. Abu: „Milchabnahme und Milchfuren“, Verlag von Danföhrer in Berlin, 1881. — G. M. in Dresden. I. Haarentfernungsmittel, von denen vorgegeben wird, daß sie nach einmaligem Gebrauch Haare für immer entfernen, sind Phantasiware. Alle Haarvertilgungsmittel greifen entweder die Haare an, so weit sie aus der Haut hervorstecken und lassen die Wurzeln unberührt (z. B. Vötter's Depilatorium, das Ausma der Tieren) oder sie entfernen mechanisch das Haar mit der Wurzel (wie das Filothron von Karig, Berlin, Friedrichstraße 196). In beiden Fällen — einen dritten gibt es nicht — wachsen die Haare wieder, langamer natürlich da, wo sie mit der Wurzel entfernt wurden. Das Karig'sche Filothron ist völlig unschädlich. — H. Helle Wollencrèpekleider lassen sich leicht und gut färben. — W. M. K. in A. uns ist die Zusammensetzung der Helios-Schminke nicht bekannt; wir sind erbotig, eine eingehendere Probe auf ihre Unschädlichkeit prüfen zu lassen.

Gaushalt und Küche. L. A. in Oren. Nachstehendes Rezept zu Reichenauer Zwieback entnehmen wir dem elegant und geschmackvoll ausgestatteten und auch inhaltlich reichen Büchlein von L. v. Pröpper: „Der Kaffee- und Theetisch nebst Rezepten und Servirarten“ (Verlag von J. Engelhorn, Stuttgart). Man rühre acht ganze Eier mit 1/2 Kilo feingehobtem Zucker langsam und gleichmäßig 1/4 Stunden lang, bis die Masse blauen Wirt und anfängt dicklich zu werden. Dann kommt 1/2 Kilo feines, nochmals durchgeseihtes Mehl und etwas Anis dazu. Der Teig darf, sobald das Mehl darin ist, nicht mehr gerührt werden, sondern man bestreicht gleich ein Backblech mit Butter und gießt den Teig darauf, daß er zwei etwa drei querfingerdicke Streifen bilde, doch nicht zu nahe aneinander. Der Backofen muß gut, jedoch nicht übermäßig geheizt sein, und wenn das Gebäck eine schöne hellbraune Farbe hat und sich steif und fest anfühlt, so ist es fertig und man läßt es abkühlen. Hierauf wird es geschnitten und zum leisen Können nochmals in den Ofen gegeben, aber ohne das Backblech zu bestreichen. — Andere Recepte zu Reichenauer Zwieback finden Sie Bazar 1876 Seite 375 und 393. — G. H. in B. Zur Beschaffung von Samen für ein Hausgärtchen sei Ihnen das Samen-Sortiment der weltbekanntesten Kunst- und Handelsgärtnerei von J. C. Schmidt in Erfurt empfohlen, welches von dieser Firma in geschmackvoll colorirter Mappe zum Preise von Mark 1.50 vertrieben wird. Das Sortiment enthält Samen zu zwölf Sommerblumen für das freie Land. Die Samenbüchlein selbst verschaffen dem Blumenfreunde durch ihre Ausstattung Belehrung, da jede nicht nur mit einer farbigen Abbildung der betreffenden Blume und deren lateinischen Namen, sondern auch mit der Anweisung für Behandlung, Zeit der Aussaat u. s. w. versehen ist.

Zur gefälligen Beachtung.

Mit dieser Nummer schließt das Quartal. Wir bitten, das Abonnement baldigst erneuern zu wollen, damit jede Störung im Empfang des „Bazar“ vermieden werde. Die Postabonnenten in Deutschland machen wir ganz besonders darauf aufmerksam, daß die Post auf Bestellungen, welche nach Quartals-Anfang aufgegeben werden, die bereits erschienenen Nummern nur auf ausdrückliches Verlangen und gegen Entrichtung des sogenannten Strafgroschens (10 Pfennige) nachliefert. Es empfiehlt sich mithin, das Abonnement stets vor Ablauf des Quartals zu erneuern. Die Administration.

Zur Frühjahrs-Gaion.

Wir empfehlen allen Fußgeschäften und Modistinnen die

Illustrierte Coiffüre

(Sep.-Ausgabe der Damen-Zeitung „Bazar“)

Modejournal für Damenputz.

Preis vierteljährlich 3 M.

Inhalt:

Colorirte Gutzbilder (à 6-7 Modelle). Colorirte Gutzköpfe (3/4 Originalgröße).

Colorirte Costümbilder (à 2-3 Figuren). Tableau's mit Hauben, Lingerie's etc.

Abonnements für 1884 II. Quartal werden schon jetzt bei allen Buchhandlungen und Postanstalten angenommen.

Probe-Nummern gratis und franco versendet direct Verlags-Handlung, Berlin SW.



Verschiedene Oesterer aus Porzellan.



Feine Küche.

Suppe à la Windsor. Von 2 alten gut vorbereiteten Hühnern wird das Brustfleisch abgelöst und zur Seite gestellt; das übrige Hühnerfleisch mit den Knochen, 1 Kilo Ochsenfleisch aus der Keule, 1 1/2 Kilo Kalbfleisch, 1/2 Kilo Hammelfleisch, 200 Gramm magerer Schinken, es kann dies harter von der unteren Seite sein, 2 Zwiebeln, 1 Möhre, 1/2 Knolle Sellerie, Porée, Petersilienwurzel werden in Stücken geschnitten oder zerhackt, dann in einer Casserolle in 250 Gramm Butter braun geröstet. Nun thut man das zerhackte Hühnerfleisch dazu, gießt 5-6 Liter gefochtes, wieder abgeseihtes Wasser darüber und bringt es unter sorgfältigem Abschäumen zum Kochen, fügt Salz hinzu und läßt Alles langsam 5 Stunden kochen. Die Hühnerbrühe werden mit den Magen, Herzen und Lebern der Hühner fein gehackt, 1 feingehackte Chalotte wird in etwas Butter geschwitzt, 3 geschlagene ganze Eier werden zu der Butter gethan und ein weiches Küchlein davon gemacht, mit 75 Gramm in Milch geweichten, fest ausgedrückten Semmelkrumen, etwas Muscatnuß, etwas abgeriebener Citronenschale und 2 rohen Eiern zu dem Gehackten gemischt, die Farce wird durch ein Sieb gestrichen und kleine runde Klößchen daraus geformt.

3 Eßlöffel voll Mehl schwitz man in 100 Gramm Butter goldbraun, verrührt es mit etwas einfacher Fleischbrühe, gibt es in den Suppentopf und läßt es eine knappe Stunde mit kochen. Auch 200 Gramm Maccaroni kocht man in Salzwasser auf, läßt sie auf einem Durchschlage abtropfen, übergießt sie reich mit kaltem Wasser, legt sie auf ein Tuch und schneidet sie dann in Stücke von 1 Cent. Länge; in einer Casserolle übergießt man sie mit 1/2 Liter Madeira, fügt Salz, 1 Prise Canenpfeffer und kräftige Zitrus hinzu und läßt sie gar dämpfen. Die Hälfte der Klöße kocht man in Fleischbrühe, die andere Hälfte läßt man in Ausbackfett goldbraun backen. Die durch ein Haarsieb geseigte Brühe entfettet man sehr sorgfältig, läßt sie langsam noch 1/2 Stunde mit 1/2 Liter Madeira kochen und richtet sie dann über den Klößchen und den Maccaronis an.

Cannellons à la poulette. Hierzu bereitet man aus Hühnerfleisch — es kann getrennt sein — eine feine schmackhafte Farce, indem man das Fleisch mit einigen im eigenen Saft eingelegten Champignons, etwas kaltem weich gekochtem Schinken ganz fein schneidet und in etwas kräftiger Bechamel-Sauce 10-12 Minuten dämpft, die Füllung muß steif sein.

6 Eßlöffel voll Mehl, 1/2 Liter Milch, 8 Eier, etwas Muscatnuß und Salz verquirlt man gut, bäckt in Butter aus der Masse ganz dünne Pfannkuchen und schneidet diese in 6-7 Cent. breite Streifen, legt auf jeden Streifen 1/2 Eßlöffel voll von der Füllung, rollt sie auf, taucht sie in geschlagenem Ei, wendet sie in Panzenmehl um und bäckt sie schwimmend in Ausbackfett, halb Butter, halb Schmalz, schön goldbraun. Die Cannellons werden mit gebadener krauser Petersilie verziert angerichtet.

Kaltrauben à la bonne femme. Die nöthige Anzahl Kaltrauben, à Perlon 250 Gramm, schlachtet man, nimmt sie aus, worauf man sie wäscht und mit Salz bestreut eine Stunde zur Seite stellt. Lebern und Milch gelten als Lederhüllen, doch dürfen sie nicht mit gealzen werden. Der Roggen ist unbrauchbar, ja ungesund und wird beseitigt. 1 Flasche Weiswein setzt man in einer gut emaillirten Casserolle mit 3 Pfeffer, 3 Gewürzbohnen, 3 Nelken und etwas Zwiebel zum Feuer, bringt ihn zum Sieden, fügt ein wallnußgroßes Stück frische Butter hinzu, legt die Hühner hinein und kocht sie gar, worauf man sie auf eine Schüssel legt und im Marienbade warm stellt. Die Brühe kocht man 30 Minuten recht ein und giebt sie durch ein Sieb über den Fisch, den man nun sogleich mit Citronensäftchen und Petersilie verziert zu Tisch gibt.

Hammelfleisch-Pie. 2-3 Stück Kalbsmilch blanchirt man, läßt sie austhauen und schneidet sie in Scheiben; von einem Stück Hammelfleisch löst man das Fleisch ab, entfernt Haut und Fett und schneidet es gleichfalls in 1 1/2-2 Cent. dicke Scheiben — man gebraucht davon 1-1 1/2 Kilo. Das Fleisch klopft man leicht, taucht es in heiße geschmolzene Butter, wendet die Stücke in einer Mischung von feingehackten Champignons, Chalotten, Petersilie, etwas gestoßenem weißen Pfeffer, Muscatnuß, abgeriebener Citronenschale und Salz um. Eine Pie-Schüssel legt man mit Butterteig, dem man etwas Salz zufügt, aus, legt die Hammelfleischstücke mit den Kalbsmilch-scheiben und mit in Scheiben geschnittenen Champignons gemischt darauf, mischt 2 Eßlöffel voll Cherry mit 1 Eßlöffel voll Bratenjus, 1 Eßlöffel voll zerlassener Butter, 1 Eßlöffel voll saurem Rahm, 1 Eßlöffel voll Ketchup, gießt diese Mischung über das Fleisch, legt den schon vorher geformten Teigdeckel darüber, befreit ihn mit geschlagenem Ei und läßt die Pie bei ziemlicher Hitze 1 1/2 Stunde backen.

Spinat-Pudding. 1 1/2 Liter Spinat wird verlesen, gut gewaschen und 3-4 Minuten in kochendem gesalzenem Wasser gelegt und dann, nachdem man ihn abtropfen ließ, wird er in einem Tuche ausgedrückt und durch einen Porzellan-Durchschlag gestrichen. Hierauf schwitz man ihn 3 Minuten in etwas Butter. 100 Gramm Butter rührt man zu Schaum, fügt 9 Eiblotter, etwas Salz, Muscatnuß, 1 Liter weißen Pfeffer, 100 Gramm in Milch gewogene, wieder ausgebrühte Semmelkrume, 75 Gramm trockene Semmelkrume, 2 Eßlöffel voll fetten süßen Rahm und den erkalten Spinat hinzu, rührt Alles gut durcheinander und nachdem man noch den feinen Schmeck der 9 Eiweiße leicht hindurchzog, füllt man die Masse in eine gut gebutterte, mit Zwiebackkrumen ausgestreute Form — dieselbe darf nur zu 3/4 voll sein — schiebt dieselbe und kocht den Pudding 1 1/2 Stunde im Wasserbade. Beim Anrichten legt man um den Pudding abwechselnd Semmel-Croutons und pochierte Eier oder Ochsenaugen und zierliche Scheiben von rohem Schinken. Kleine panirte Kartoffeln und eine englische Butterauce gibt man dazu.

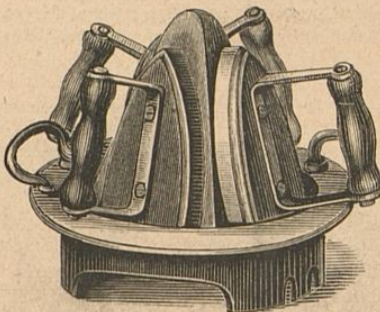
Italienischer Salat in Aspic. Nach früherer Vorschrift bereitet man einen schmackhaften Aspic; eine Form streicht man gut mit Del aus, gießt etwas Aspic hinein, legt, sobald derselbe vollständig erstarrt ist, Oliven, Krebszwanzige, Sardellenstreifen, hartgekochte Eiwerte, Maye-diesles und dergl. darauf in zierlicher Form, bestreift dasselbe mit Aspic und läßt es erstarren. Aus Fleisch, Fisch, Sardellen oder Dering, Oliven, kleinen Apfeln, etwas Sellerie u. s. w., alles dies in Würfel geschnitten, kleinen Köschen weichgekochten Blumenkohl, Kapern bereitet man vorher mit einer feinen Rayonnaise-Sauce den italienischen Salat — die Mayonnaise muß recht dick sein — den Salat legt man in die Form, gießt Aspic darüber und läßt das Ganze erstarren. Gestürzt garnirt man den Salat nach früherer Angabe recht zierlich und geschmackvoll.

Gefüllte Kapauern. Die Leber des Kapau wird in brauner Butter auf jeder Seite 1 Minute gebraten und nachdem sie erkalte mit dem Magen und Herz des Kapau 250 Gramm Kalbfleisch, etwas Estragon, Petersilie, Citronenschale, 2 blanchirten Chalotten und 6-8 gereinigten enträtherten Sardellen fein gehackt, 25 Gramm feingehackten Speck fügt man hinzu, dämpft alles in 75 Gramm Butter, rührt dann 50 Gramm weiße Semmelkrume, 1 Eßlöffel voll Capern, ohne deren Essig, 3 Eier und das noch etwa fehlende Salz hinzu, füllt die Farce in den Kapau, näht ihn zu, umbindet ihn mit Spedplatten und brät ihn unter sorgfältigem Begießen schön goldgelb, gar und saftig. Auch spiden kann man den Kapau, dann legt man ihm beim Braten aber ein gebuttertes Papier auf die Brust. Beim Anrichten entfernt man den Faden und steckt einen kleinen Zweig Grünens in den Schnabel. Die entfettete durchgeseigte Sauce macht man mit etwas Meismehl sämig.

Ruß-Creme. 65 Gramm Hausenblase, auch 1/2 Stange Agar-Agar kann man verwenden, wird in ganz wenig Wasser aufgelöst, durch ein Tuch gegeben und mit 35 abgezogenen ganz fein geriebenen Küchernen, dem Saft von 3 Citronen und Zucker, an dem man Citronenschale abrieb — den Zucker nimmt man nach Geschmack — gut vermischt. 1 Liter süße Sahne (Rahm) schlägt man zu steifem Schaum, mischt die obige Masse dazu, füllt sie in mit Mandelöl ausgestrichene Formen und gräbt sie in Eis. Gestürzt giebt man mit Vanillezucker geschlagenen Rahm zu der Creme.

Wirthschaftsplaudereien.

Neue Plätt- oder Bügelplanze (System Steffens). Der vorstehend skizzirte neue Apparat ermöglicht es zu jeder Zeit, wenn Feuer im Kochherde ist, also ohne besondere Heizvorrichtung, gleichzeitig 4 Plättchen in ganz kurzer Zeit — etwa 10 bis 15 Minuten — plättrecht zu erwärmen; dieselbe wird in die Herdplatte eingehängt und erleidet den wesentlich theureren Plättchen, deren eine besondere Feuerung, sowie Abzugsröhren bedingt; die hierzu gehörigen Plättchen sind, wie beim schwedischen Plättchen, ohne Stähle oder Bolzen und 5 solcher Eisen genügen, um 2 Plättcheninnen unausgesetzt beschäftigt zu erhalten. Die neue Plättchenpflanze ist ein wirklich nützlicher Apparat, wie das Cohn'sche Magazin in Berlin bereits deren mehrere hier mit Erfolg eingeführt hat, sie erspart die Kosten des Brennstoffes und die nicht minder kostbare Zeit, ist in der Benutzung sauber und wenig umständlich und



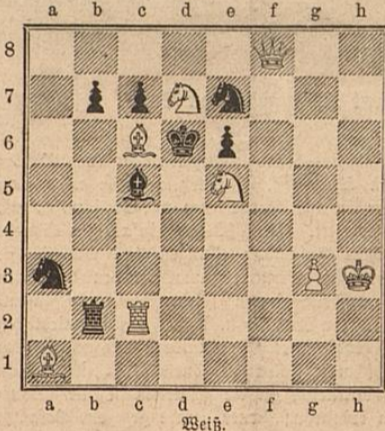
der Preis von 6 Mark ermöglicht deren Beschaffung auch kleineren Haushaltungen. Der Apparat ist ca. 250 mm hoch und bedarf für den Herd eines Raumes von ca. 240 mm. Die Plättchen werden in jeder gewünschten Anzahl geliefert und haben eine Länge von ca. 155 mm, eine Breite von ca. 100 mm, eine Stärke von ca. 62 mm und ein Gewicht von ca. 2,75 Kgr.; der daran befindliche Holzgriff macht die Handhabung zu einer bequemen. Der Preis eines solchen Eisens stellt sich auf 4 Mark, jedoch können auch schwerere und größere Eisen zur Plättchenpflanze benutzt werden und sind solche, wie der ganze Apparat, ebenfalls im Magazin des Hoflieferanten E. Cohn in Berlin SW., Leipzigerstr. 88, vorräthig.

Schach.

Aufgabe Nr. 124.

Von G. B. Valle.

Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 122 Seite 64.

Weiß.

1. D a 1 — a 8.

Schwarz.

1. B e 5 b 3.

Weiß.

2. D t 8 l. matt.

Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 25 Seite 80.

Das Schräckchen enthielt 106 Figuren. Das Biered des obersten Raumes hatte 25, das folgende von oben 64, das dritte 81 Felder. Auf der Bodenfläche des untersten Raumes standen 42 Figuren.

Rebus.

